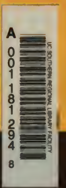
FRIEDENSBURG

AUS UNSERES VOLKES SAGENSCHASS



Heinrich Fechner

Aus unseres Volkes Sagenschatz.

Drei Vorträge

von

F. Friedensburg,
Kaiserlichem Regierungsrath.

Der Ertrag ist zum Besten des Heimathhauses für Töchter höherer Stände in Berlin bestimmt.

Berlin 1895.
Druck von J. F. Starcke in Berlin.

Die nachstehend abgedruckten Vorträge beanspruchen nichts weni[illegible] für das Ergebniß selbständiger Forschungen zu gelten. Sie sind in den [illegible] 1893, 1894, 1895 vor einer größtentheils aus Damen bestehenden Versa[illegible] gehalten worden und werden auf den Wunsch der Zuhörer und ledi[illegible] dem Zwecke veröffentlicht, zu eingehender Beschäftigung mit den Sa[illegible] seres Volkes anzuregen.

Die Entstehung der Nibelungensage.

Uns ist in alten Mären Wunders viel gesagt
Von Helden, reich an Ehren, die kühne That gewagt,
Von hohen Festlichkeiten, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Recken Streiten möget ihr nun Wunders hören sagen!

Die berühmte Anfangsstrophe des Nibelungenliedes weist uns auf den Reichthum der deutschen Heldensage hin, ein Reichthum, den schon Tacitus bezeugt, der in seiner Germania die alten Heldengesänge der Deutschen einzige Urkunden und Geschichtsdenkmäler nennt und berichtet, daß sich an ihnen die Krieger zum Kampf begeisterten. Der große Karl, selbst ein deutscher Recke von altem Schrot und Korn, hatte noch solche Freude an diesen Liedern, daß er sie sammeln und aufzeichnen ließ; leider aber hat sein andersgearteter Sohn, der fromme Ludwig, diese Sammlung vernichten lassen. So tief wir diesen unersetzlichen Verlust beklagen, so können wir doch den Standpunkt des mönchisch gesinnten Königs verstehen. Noch immer war zu seiner Zeit auch in den zum Christenthum bekehrten deutschen Völkern der Geist des Heldenthums lebendig und, konnte er sich auch nicht in offener Verehrung bethätigen, so fand er doch weiten Spielraum in allerlei Aberglauben. Die alten Lieder aber wurzelten im Heidenthum auch: wenn sie nicht von den Göttern, sondern von den Helden sangen, waren es doch die Schicksale der Götter, die sie mit geringen Veränderungen die Helden erleben ließen. Und so fest wurzelten diese uralten Mären in der Volksseele, daß selbst der fromme König sie nicht daraus zu vertreiben vermochte: als unter der glänzenden Regierung der Staufer ein goldenes Zeitalter auch der deutschen Dichtkunst anbrach, da entstanden allerlei neue Bearbeitungen, Umdichtungen und Zusammenschmelzungen der Heldenlieder, und ein höfischer Mann schuf jenes

*) Die Citate aus dem Nibelungenlied und der Edda nach den Uebersetzungen von Simrock und Gering mit kleinen, des Wohlklangs oder des leichteren Verständnisses wegen vorgenommenen Aenderungen.

1*

gewaltige Lied von der mächtigen Frau, die erst
Jungfrau
Dasteht und verschämt, voll schüchterner Huld dem erhabe
die Hand reicht,
Bis dann sie zuletzt, durch's Leben gestählt, durch glüh
gehärtet,
Graunvoll hertritt, in den Händen ein Schwert und das
enthaupteten Brut

Jahrhundertelang hat das in diesen Versen Pl
feierte Nibelungenlied im Volke gelebt, dann gewanne
Reformation neue geistige Strömungen die Oberhand,
teressen beherrschten die Gemüther, und das hohe Lied
verklang. Auch das vorige Jahrhundert hatte an de
aufgefundenen Schatze noch keine rechte Freude, man st
rarisch noch gar zu fest in den Fesseln der Klassizität
Franzosenthums. Und wie der gewiß gut deutsch gesinnte
von den germanischen Göttern in alcaeischen und s
Strophen sang, so schrieb der große Friedrich, dem
vielfach verwelschten Außenseite doch ebenfalls ein deut
schlug, an einen Berliner Professor, der ihm einen Neu
Nibelungenliedes übersandte, die Worte: „Ihr urtheil
vortheilhaft von denen Gedichten aus dem 12. 13. 14. S
Meiner Ansicht nach sind solche nicht einen Schuß Pul
und verdienten nicht, aus dem Staube der Vergessenhei
zu werden. In meiner Bücher=Sammlung wenigste
ich dergleichen elendes Zeug nicht dulden, sondern herauss
Nun, die Nachwelt hat sich diesem Urtheil nicht ang
unter dem Schutze der etwa seit Anfang unseres Jah
immer reicher erblühenden germanistischen Wissenschaf
auch allmählich das Interesse und die Freude an d
Lieder= und Sagenschatz unseres Volkes wieder einges
insbesondere ist es die Nibelungensage gewesen, welch
weitesten Kreise zurückerobert hat. Hierzu haben name
zahlreichen Neubearbeitungen beigetragen: nicht wenig
unter denen nur Geibel und Hebbel genannt seie
Nibelungendramen geschrieben, Wilhelm Jordan verdo
ein ergreifendes Heldengedicht von den Nibelungen
Meister von Bayreuth fand hier den Stoff zu seinem ge
Musikdrama.

So ist wieder allbekannt geworden die Sage von
gemuthen Helden, der den Drachen schlägt und durch d
lohe zu dem Felsengipfel reitet, wo die Schildjungfra
er erweckt sie und sie tauschen den Schwur der Tre
stürmt er von dannen zu neuen Abenteuern. Im Laufe d
vergißt er der auf dem Felsen sein harrenden Bra

anderen Weibes Bild erfüllt seine Seele, sie zu gewinnen wirbt und erwirbt er ihrem Bruder die Verlassene. Deren Zorn bereitet ihm den Tod durch die Hand der Schwäger, die wieder der Rache der Gattin des Gemordeten fallen.

Bekannt ist auch, daß die Sage nicht gleichmäßig in den alten Quellen überliefert ist, daß vielmehr der eine und der andere, oft keineswegs unwesentliche Zug hier so, dort anders berichtet wird. So kennen Sie Alle zwei Ueberlieferungen von der Jugend Siegfrieds: nach der einen, der z. B. das Nibelungenlied folgt, wächst er am Hofe seines Vaters Siegmund auf, nach der anderen, die Ihnen durch Wagner vertraut geworden sein wird, ist er ein Findling, den der zauberkundige Schmied im Walde erzieht. Solche Verschiedenheiten finden sich in dem Sagenschatz aller Zeiten und Völker, sie erklären sich weniger durch die Unvollkommenheit der mündlichen Ueberlieferung und die Willkür der Sänger, als vielmehr dadurch, daß die Götterlehre, insbesondere die der Germanen, ursprünglich nur einen oder nur sehr wenige Götter kannte, deren verschiedene Eigenschaften allmählich zu selbständigen Göttern erhoben wurden, und daß man nun auf diese vielen Götter vertheilte, was ursprünglich von dem allein vorhandenen Gotte erzählt worden war. Da dieser Vorgang sich in der Heldensage wiederholte, aus einem Helden ihrer mehrere entstanden, so konnten Verschiedenheiten, ja Widersprüche der Ueberlieferungen nicht ausbleiben, und der heutige Forscher hat oft nicht geringe Mühe, in der Fülle der Gesichte den ursprünglichen einfachen und einheitlichen Gedanken der Sage herauszufinden. Gerade an unserm Gegenstande werden Sie dies bewahrheitet finden. Vielfach verschlungen, oft dunkel und scheinbar widerspruchsvoll ist die Mär von dem Drachentödter und da entstehen von selbst die Fragen: wie bildete sich diese Ueberlieferung, wie ist jener Zug zu erklären, woher stammt die eine und die andere Einzelheit? Ich will versuchen, Ihnen diese Fragen wenigstens hinsichtlich der Grundzüge der Nibelungensage zu beantworten, weil ich an mir selbst erfahren habe, wie damit auch die Freude an diesem herrlichen Erbe unserer Väter wächst. Meine Quellen sind außer dem Nibelungenliede namentlich die Lieder der Edda: sind sie auch im Norden, an den Höfen dänischer und norwegischer Könige, auf Island und vielleicht sogar im amerikanischen Grönland niedergeschrieben und gesammelt worden, so enthalten sie doch, soweit sie uns heut beschäftigen, deutsche Ueberlieferung, deutsch nicht bloß in dem allgemein pangermanischen Sinne, sondern unter ausdrücklicher Berufung auf die „Sage deutscher Männer“, wie sie denn auch

die Ufer des Rheins wiederholt als den Schauplatz de
tragödie bezeichnen. —

Folgen Sie mir zum hohen Norden in den stre
Tiefer Schnee bedeckt Feld und Wald, Berg und T
hemmt die Bäche und Flüsse und die Sonne ist v
verschwunden, an ihrer Statt leuchtet mit unheimli
blutiges Nordlicht. Alles Leben scheint erstorben,
sich auf der weiten Haide und den Höhen des Gebi
wie wenn der Tod seine Hand über das Land h
Monate hindurch liegt die Erde im Banne der win
walten, man möchte fast zweifeln, ob es je wieder an
kann. Aber da kommt auf einmal, „über Nacht",
Frühling in das Land und dann ist

in Tagen und Stunden
Geschlagen des Winters Macht,
Verronnen und verschwunden
All' seine fürstliche Pracht.

Noch heut entzückt die Befreiung der Erde aus
des Winters jedes Herz, noch heut begeistert sie mu
und Dichter, in alter Zeit aber war sie von noch
Bedeutung für das Leben der Menschheit, das ja m
in viel innigerem Zusammenhange stand als das un
ganze Göttersage beruht dementsprechend auf diesem
Jahreszeiten und der Kampf zwischen Sommer und
sich im Laufe eines Jahres vollzieht, ist zugleich de
für Leben und Tod der Menschen, wie für das Gesch
und der Götter. Zwei Eddalieder behandeln diese
und enthalten damit auch den ersten Keim der Nib
Freir, der Sonnengott, sieht vom himmlischen Hoc
eines Riesen Garten eine Jungfrau:

Ihre Arme leuchteten und Luft und Meer
Schimmerten von dem Scheine.

Sogleich ergreift ihn heftige Liebe, aber schwer
Herrliche zu erringen, denn sie ist wohl gehütet:
Gitter und flackernde Lohe umgeben ihre Burg, wi
aus Riesengeschlecht bewachen sie und grimme Hunde
rasches Roß trägt den Gott sicher durch die Flamme, s
das von selbst sich schwingt in des Beherzten Han
die Wächter und starker Runenzauber zwingt den
Jungfrau zu seinem Willen. Ja, nach der einen Ue
braucht er sich nur zu erkennen zu geben, da erschli
das Haus von selbst und die Geliebte die ihn bräutl
empfängt ihn mit dem jubelnden Gruß:

Willkommen seist Du, mein Wunsch erfüllt sich,
Den Gruß begleite der Kuß!
Unversehenes Schauen beseeligt doppelt,
Wo rechte Liebe verlangt.
Lange saß ich auf liebem Wege,
Dich erharrend Tag um Tag:
Nun geschieht, was ich hoffte, daß Du heimgekehrt bist,
Süßer Freund, in meinen Saal!

Wenig bedurfte es, um diese Göttersage in's Menschliche umzusetzen. Die Erdenjungfrau, die das Eis des Winters wie ein Panzer umschließt, glich sie nicht den geharnischten Schildmädchen Odhins, den Walküren, die nach seiner Wahl die Helden im Kampfe schützten und fällten? Diese herrlichen Gebilde der Sage waren den nordischen Sängern und ihren Hörern besonders vertraut und lieb und wurden viel gefeiert in den Liedern. Wie schön schildert z. B. das erste Helgilied ihren Aufbruch zur Schlacht:

Drei Reihen Mädchen. Doch ritt eine Jungfrau
Unterm glänzenden Goldhelm voraus.
Die Rosse schüttelten sich, aus den Mähnen rann
Thau in tiefe Thäler,
Hagel in hohes Gehölz.

Verbindungen solcher Schildjungfrauen mit sterblichen Helden waren nichts Seltenes, und da mochte wohl die Walküre in Herzensnoth gerathen, wenn sie dem Manne den Tod bereiten sollte, der ihre Liebe besaß: ein tragischer Konflikt, den sich die Sänger nicht haben entgehen lassen. Sie wissen von einer Walküre Brynhilde, die gegen Odhins Gebot die Wal kieste, den Recken fällte, den sie schützen sollte, und dem Todgeweihten zum Siege verhalf. Alsbald folgt die Strafe des zürnenden Schlachtengottes:

Eine Halle steht auf dem hohen Hindarfelsen,
Ganz von Gluth umgeben außen — —
Dort schläft auf dem Steine die Streiterfahrne
Und lodernd umleckt sie der Linde Feind.
Mit dem Dorn stach Odhin die dreiste Maid,
Da sie andre fällte, als er bestimmt.

Ihren Zauberschlaf aber sollte nur brechen der Held, der immer „furchtlos erfunden würde", also nur Sigurd, das menschliche Abbild des allsiegenden Sonnengottes. Ihm weisen daher nach der Besiegung des Drachen „Adlerinnen" den Weg zu der Schläferin. Er durchreitet die Lohe und sein scharfes Schwert ritzt die Brünne, die die Schildjungfrau wie angewachsen umschloß, sie erwacht und in erhabenen Strophen grüßt sie das wiedergewonnene Leben.

Wir haben hier in wechselnder Zusammenstellun
einzelnen Liedern mehr oder minder vollständig, die
Stücke des ersten Theiles der Nibelungensage: die von
Mächten gefangene Jungfrau, Drachen und Riesen ihr
den sonnigen Helden, vor dessen Schwert der Zauber n
die Vereinigung der Liebenden. Auch die deutsche Ueb
hat nicht alle diese Züge in einer Mär vereint bewa
besondere weiß das Nibelungenlied von diesem Theil
nicht mehr viel. Es kennt noch den Drachenkampf de
hat aber seine Beziehung zu der gefangen gehaltenen
vergessen, und Brünhild zeigt nur noch in ihrer
Stärke, die selbst dem grimmen Hagen den Ausruf
„Wär' sie in der Hölle doch des üblen Teufels Br
Walkürennatur. Aber im Volksbuch vom hürnenen oder
Siegfried ist der Drache noch der Hüter der Braut und
Märchen von der Jungfrau auf dem Glasberg, vo
fangenen Königstochter, von der verwunschenen Prin
Sie in der Brüder Grimm Kinder- und Hausmärch
haben diesen Zug bewahrt und vielfach umgewandelt.
und daher am meisten entstellte Ueberlieferung ist die
Sage von der Jungfrau auf dem Kynast: wer sie erl
muß dreimal auf der schmalen Krone der Ringmauer
umreiten. Der Abgrund, der an der schmalsten Stell
abstürzt, heißt noch heut die Hölle, und so erscheinen
die dunklen Gewalten der Tiefe als eifersüchtige Hüter
frau. Vor allen ist aber das Märchen vom Dornrösch
wähnen, das zwar nicht den Drachenkampf, aber den
schlaf der Braut kennt; auch zu ihrer Burg ist der Ei
wehrt: Dornen umgeben sie. Diese Dornen bede
Scheiterhaufen, welchen unsere Ahnen mit Dornen ei
und entsprechen so Brünhildens Waberlohe. Dami
Parallele von Winter und Tod näher ausgeführt: aus d
der Todten muß der Held die Geliebte erretten, die L
den Tod nicht scheuen.

Das eine der beiden Götterlieder der Edda, dere
ich vorhin zusammenfaßte, kennt nun bereits eine offenba
Ueberlieferung der Sage. Nicht der Sonnengott selbst
die Fahrt zu der geliebten Jungfrau, er schickt seinen
Diener und Freund, das Abenteuer zu bestehen, und
Schwert und Roß mit. Dieser Freund, der die Wide
bezwingt und ihr das Gelübde abnöthigt, den Gott n
Nächten erwarten zu wollen, wird „Skirnir" genannt,
auf Deutsch „der Aufheiterer", ein passender Name für
boten des Frühlings, auch ihm steht der Sonnenstrahl als

das den Eispanzer der Schläferin ritzt, wohl an. Sie sehen hier die Wurzeln der weiteren Entwicklung der Nibelungensage klar zu Tage liegen. Siegfried kommt auf seinen Fahrten zu dem König Gunther, Gibichs Sohn, der in der Edda Gunnar, der Sohn Giukis, heißt, und schließt mit ihm Freundschaft und Blutsbrüderschaft. In Gunthers Dienst reitet er zum zweiten Mal auf den Brünhildenstein. Die Waberlohe war nicht erloschen, kein Sterblicher außer ihm mochte den Felsen betreten, wo das gewaltige Weib wohnte, darum tauscht er mit dem Freunde die Gestalt und erringt ihm die Braut. Im Nibelungenliede ist auch diese Sage verblaßt: Siegfried leitet die Fahrt nach Brünhildens Reich Isenland, und, obwohl er ein Gunthern völlig ebenbürtiger König ist, schärft er — ohne recht ersichtlichen Grund — den Genossen ein, ja Alle der einen Rede zu stehen: „Gunther sei mein Lehnsherr und ich ihm unterthan", eine Vorstellung, die seinen Stolze hart ankommt:

Wohl thu' ich's nicht so gerne Dir zu lieb allein
Als um Deine Schwester, das schöne Mägdelein.
Die ist mir wie die Seele und wie mein eig'ner Leib;
Ich will es gern verdienen, daß sie werde mein Weib.

Wie sie nun nach Isenland kommen, da begrüßt Brünhilde zuerst den Siegfried und zwar mit Namen, wie auch er der Einzige ist, der von ihr genau Bescheid weiß: der Dichter hatte also noch eine dunkle Vorstellung, daß Brünhilde und Siegfried sich bereits von früher kannten. Es folgten dann an Stelle des Drachenkampfes und des Rittes durch die Waberlohe die Wettspiele mit dem riesenstarken Weibe, bei denen, wie es im Liede heißt, Gunther die Geberde hatte, Siegfried aber das Werk beging, endlich die letzte Bezwingung Brünhildens in König Gunthers Gemach.

Diese Entwicklung bot nun den Dichtern einen überaus dankbaren, rein menschlichen Stoff. Vor Allem galt es die Treue des Helden zu feiern, der dem Freunde die eigene Braut erwarb und zuführte, und dieser Zug, die sogenannte Freundschaftssage, erfreute sich besonderer Beliebtheit bei dem Volke, dem Treue die höchste Tugend war. Er ging in unsere Märchen über, von denen mehrere, wie das von den beiden Königskindern und das vom getreuen Johannes, die wunderbare Brautwerbung Siegfrieds für den Freund lieblich abgewandelt wiedergeben. Siegfriedens Treue aber preisen alle Lieder. König Gunthern selbst läßt unser Dichter auf die Mordpläne Hagens antworten:

Er hat uns nichts gethan
Als Liebes und Gutes: leb' er denn fortan!
Was sollt' ich wohl dem Recken hegen solchen Haß?
Er bewies uns immer Treue, gar williglich that er das.

Und König Gripir, der in der Edda dem Sig
Schicksal weissagt, getröstet ihn des Schweren, das er
künden mußte, mit den Worten:

Zum Trost gedenke, tapferer Heerfürst,
Daß doch ein leuchtendes Loos Dir fiel:
Kein edlerer Held wird auf Erden je
Im Sonnenlicht wandeln als, Sigurd, Du!

Wie war es nun möglich, mußte fragen, wer sich
Rittes durch die Waberlohe erinnerte, daß dieser getr
ohne Falsch die Braut vergessen und, sein Gelübde bre
um ein andres Weib dem Freunde abtreten konnte? H
Klippe, an welcher die modernen Bearbeiter der Nibel
meist scheitern: ist der Held wirklich ein Verräther und
müthiger, wie die Thatsachen ihn erscheinen lassen, so
Mitgefühl für ihn dahin. Das Alterthum aber wußte,
Frühlingsgott die Erdenjungfrau nicht ewig besitzt, so
winterlich seinem finsteren Bruder abtreten muß, und
bei der Vermenschlichung der Sage mit einem in solch
vielfach gebrauchten Mittel: dem Vergessenheitstrank.
verbreitet war der Glaube an die Sudkunst, die Zau
mittels Tränken der Menschen Herz zu Liebe oder
stetem Gedenken oder zum sofortigen Vergessen zwang.
erhält denn in der Edda, die, wie bemerkt, diese Vorgä
berichtet, Sigurd, als er bei Gunnar einkehrt, aus
Gudrunens, wie hier die deutsche Kriemhilde heißt,
deren zauberkundigen Mutter gebrauten Trank, der ihn d
jungfrau vergessen macht. Er entbrennt in seliger Lie
Schwester seines Wirthes, und es entwickelt sich n
rührende Idyll, dessen sanfte Züge so wenig das blutig
spiel, das den Ausgang bildet, ahnen lassen. Wie
z. B. im fünften Gesange des Nibelungenliedes die erste B
zwischen Siegfried und Kriemhilde geschildert:

Er neigte sich ihr minniglich, als er den Dank ihr bot,
Da zwang sie zu einander sehnender Minne Noth,
Mit liebem Blick der Augen sahn einander an
Der Held und auch das Mägdlein, das ward verstohlen g

Als Gegenstück vernehmen Sie aus der nordisch
der Frauen um Sigurd die Strophen:

Euch vermählte die mächtigste Liebe
Von Allen, die je auf Erden lebten.
Du fandest nicht draußen, nicht drinnen Frieden,
Schwester mein, als bei Sigurd nur.

Und Gudrun-Kriemhild erwidert:

So war mein Sigurd bei den Söhnen Giukis,
Wie hoch aus Halmen Edellauch sich hebt,
Oder wie ein blitzender Stein am Bande getragen,
Ein köstlich Kleinod, über Könige scheint — —
Nun lieg ich verachtet, dem Laube gleich,
Das im Forste fiel, nach des Fürsten Tod.

Diese Liebe nun ist es, die den Untergang des Helden herbeiführt nach dem eigenen Wort Kriemhildens, daß „Liebe mit Leide am Ende gerne lohnt". In der verlassenen Braut, die den ihr aufgezwungenen Gatten verabscheut, entbrennt wilde Eifersucht, geschürt durch das Bewußtsein, daß von Rechts wegen ihr gebühre, was Kriemhild froh genießt. Die Edda schildert mit düsterer Anschaulichkeit die Stimmung der Verrathenen:

Einsam saß sie außen, wenn der Abend kam,
Irr vor Liebe ließ sie die Rede nicht:
„Sterben will ich oder Sigurd hegen,
Den jungen Helden, in meinem Arm — —
Die Freude ist mir entfremdet, des Freund's entbehr' ich,
Nur Graun mag mich ergetzen und grimmer Sinn."

Und sie fordert von ihrem Gatten des Helden Tod, als ob er seinen Rechten zu nahe getreten sei. Nicht leicht beschließen die Könige den Mord des Schwagers, sie gedenken seiner Tugenden und der Eide, die sie einander geschworen. Aber es reizt sie zur That nicht nur die rachsüchtige Frau, auch die Gier nach Gold verblendet ihre Sinnen, die Gier nach dem reichen Schatz, den Siegfried gewann, als er den Wurm erschlug. Und hier ist abermals ein Punkt, wo die Göttersage in die Heldensage hinüberspielt, ja mit ihr in direktem Zusammenhange steht, und auf diesen Zusammenhang müssen wir etwas näher eingehen.

Drei Asen, Odhin, Loki und Hönir, erlegen auf ihrer Wanderung durch die Welt einen Fischotter, aber das war ein zauberkundiger Riese, der in dieser Gestalt dem Fischfang obgelegen hatte. Sein Vater zwingt die Götter, ihm dafür das Wergeld, die Buße, zu zahlen: sie sollen den Otterbalg mit Gold füllen und außen mit rothem Golde bedecken. Loki wird ausgesandt, das erforderliche Gold zu beschaffen, er greift den im Wasser watenden Zwerg Andwari und nöthigt ihn, ihm all seinen Goldschatz auszuliefern, vor Allem den Ring Andwaranaut, den der Zwerg gern zurückbehalten hätte, weil er die Kraft besaß, das Gold zu mehren. Seines Gutes beraubt, verflucht Andwari den Schatz:

Nun soll das Gold, das der Zwerg hatte,
Zweien Brüdern das Ende bringen
Und der Edelinge acht verderben.
Mein Gold soll Keinem zu Gute kommen.

Der Fluch erfüllt sich alsbald an dem Riesen un beiden anderen Söhnen Fafnir und Regin: sie gerathe der Theilung in Streit, der Vater wird erschlagen un muß fliehen, Fafnir aber besitzt nun allein den Hort und ihn in Wurmesgestalt. Regin reizt deshalb den Sigi Drachen zu bestehen, in der Absicht, den Helden nach vol That zu ermorden und so den Hort an sich zu bringe Sigurd hat Fafnirs Herz gegessen und versteht nun die S der Vögel; er folgt den Adlerinnen, die ihm Regins L verrathen und ihm zuraunen:

> Hauptes kürzer laß er den grauhaarigen Schwätzer
> Fahren von hinnen zu Hel.

Wir haben hier in der sogenannten Hortsage eine Mythen vieler Völker wiederkehrende Mär vor uns, höllische Macht des Goldes über den Menschen schön ver Alles Gold, ob aus der Erde oder, wie hier, aus dem fl Wasser, dem Rhein, gewonnen, steht im Schutze der irdischen, der Zwerge im Nebellande Niblheim: der S vermag sich seines Besitzes nicht lange zu erfreuen, es seine Herren einen nach dem andern, wie von dem dän Triebe beseelt, dahin zurückzukehren, von wo es ausgi weissagt auch dem Sigurd der sterbende Wurm:

> Das glänzende Gold, die gluthrothen Ringe
> Bringen Dir einst den Untergang.

Auch der Siegfried des Nibelungenliedes ist durch that in den Besitz des Schatzes gekommen, er hat ihn d lungen, die hier zu Königen geworden sind, abgewonne Wittwe entreißt ihn Hagen und, um ihn sicher zu berg senkt er ihn in den Rhein, dem er entstammt:

> Er wähnt, es sollt' ihm nutzen, das aber konnte nicht sein

Noch nach seiner Versenkung wirkt der Fluch, der Horte liegt, weiter. Als die Vergeltung die Mörder S ereilt, da fordert der Rächer von dem letzten Ueberleben Hort; und wenn in der Edda Gunnar spricht:

> Allein weiß ich nun um den verborgenen
> Hort der Hniflungen, da Högni todt ist — —
> Nur der Rhein soll schalten mit dem verderblichen Schatz
> Er kennt das asenverwandte Erbe der Hniflungen,

so entspricht dem fast wörtlich die gewaltige letzte Rede im Nibelungenliede:

> Nun ist von Burgunden der edle König todt,
> Giselher, der junge, dazu Herr Gernot.
> Den Hort weiß nun Niemand als Gott und ich allein,
> Der soll Dir Teufelinne immer wohl verhohlen sein.

Wir kehren zurück zu den mordlustigen Helden: sie beschließen Siegfrieds Tod, und er fällt dem heimtückisch und hinterrücks gegen ihn geschwungenen Mordstahl, der den Weg findet zu der einzig verwundbaren Stelle, die an seinem Leibe das Bad im Drachenblute gelassen. Kriemhild selbst in ihrer Sorge um den Geliebten hatte dem heuchlerisch forschenden Hagen das Geheimniß verrathen:

> Sie sprach: „Du bist mir Sippe, so will ich Dir es sein:
> Ich befehle Dir auf Treue den holden Gatten mein,
> Daß Du mir behütest den geliebten Mann."
> Was besser wär' verschwiegen, vertraute sie ihm dann.

Wiederum stehen wir hier vor einer Entlehnung aus der Göttersage: Siegfrieds Ermordung entspricht der Tod des Frühlingsgottes Baldur. Der war der reinste und lieblichste der Bewohner Walhalls und, um ihm Sicherheit vor allen Gefahren auszuwirken, nahm, wie es in der jüngeren Edda heißt, seine Mutter Frigg Eide von Feuer und Wasser, Eisen und allen Erzen, Steinen und Erden, von Bäumen, Krankheiten und Giften, dazu von allen vierfüßigen Thieren, Vögeln und Würmern, daß sie Baldurs schonen wollten. Darauf belustigten sich die Götter damit, nach ihm zu werfen und zu schießen, und es schadete ihm nicht. Loki aber suchte und fand die einzige Staude, der Frigg keinen Eid abgenommen hatte, weil sie ihr zu jung erschien, er gab sie dem Hödur, Baldurs blindem Bruder, als Wurfspeer und hieß ihn, gelenkt von seiner Hand, thun, wie die Andern: da fiel Baldur und das, sagt die Edda, war das größte Unglück, das Menschen und Götter traf.

Der Frühlingsgott fällt also wie Siegfried, der ihn schon einmal in der Sage ersetzte, von der Hand seiner Gesippen. Ich kann hier nicht auf die zahlreichen kleinen Züge, die beide Ueberlieferungen gemein haben, eingehen, nur hervorheben will ich, daß es auch in Walhall die sorgende Liebe selbst war, die den Geliebten verdarb. Frigg hatte sich verleiten lassen, das todtbringende Geheimniß dem Loki zu verrathen. Und gerade dieser die Tragik des Vorganges noch steigernde Zug hat sich durch die Jahrhunderte erhalten; noch in einem süddeutschen Passionsspiel neuerer Zeit vertraut Maria den geliebten Sohn, der sich zur Fahrt nach Jerusalem rüstet, mit fast denselben Worten wie Kriemhilde dem Verräther Judas Ischarioth zu besonderem Schutze an.

Gewaltige Klage erhob sich um den gemordeten Helden, laut auf schrie Kriemhilde, als man ihr den Todten in's Haus trug:

> Da lachte Brynhild, heißt es in der Edda
> Aus ganzem Herzen heute noch einmal,

Denn bis an ihr Bette durchbrach den Raum
Der gellende Schrei der Giukitochter.

Aber es ist ihr letztes Lachen, ein gewaltiges Werk
sie dann auf sich. Während im Nibelungenlied Brünhil
vollbrachter That ganz aus unserem Gesichtskreis scheidet,
die Edda ihren Ausgang in Strophen, die zu den her
Kleinoden nordischer Poesie gehören und die offenbar auf
Ueberlieferung beruhen. Brynhild gedenkt daran, daß
Helden einst nach seinem ersten Ritt durch die Flamme an
und beschließt mit ihm zu sterben, als wäre sie sein recht
mahl. Zu dem ihr wehrenden Gunnar aber spricht sie:

Eine Bitte bitten will ich Dich,
Ich laß es im Leben die letzte sein:
Eine breite Burg erbaut auf dem Felde, . . .
Die Burg umzieht mit Zelten und Schilden,
Erlesenem Geleit und Leichengewand
Und brennt mir zur Seite den Heldengebieter.
Dem Heldengebieter brennt zur Seite
Meine Knechte mit kostbaren Stoffen geschmückt,
Zwei ihm zu Häupten, zwei zu den Füßen,
Dazu zwei Hunde und der Habichte zwei.

Und nun hält sie die Todtenklage um den Gefallene
wandellos seinen Eid gehalten, und weissagt die nahende
für seine Ermordung.

Sie schwiegen alle still bei dem Wort.
Keinem gefiel solcher Frauenbrauch,
Wie sie mit Weinen von dem Werk nun sprach,
Zu dem sie lachend die Helden lud.

Dann durchstößt sie sich die Brust und mit dem jul
Siegesruf: „Wir beide bleiben zusammen, ich und Sigurd!
sie dem Geliebten in das Reich des Todes.

Es ist dies eine ergreifende Schilderung des Leichenb
nisses eines nordischen Helden der ältesten Zeit, dem ma
nur Waffen und Geschmeide, Habichte und Hunde, sonder
Knechte und Mägde auf den Scheiterhaufen mitgiebt u
wie noch heut in Indien, seine Wittwe freiwillig in das
begleitet. Daß Brynhild diesen Tod sterben darf, wirkt w
Sühne für all' das Leid, das die Entzweiung mit dem
und einzig Geliebten auf sie und ihn gehäuft hat.

Dies ist offenbar der Schluß der wie ein Ring in sic
zurückkehrenden ursprünglichen Sage: mit der Befreiung d
lichen Jungfrau aus den Banden des Winters hub sie
schließt mit der Vereinigung des liebenden Paares im Rei
Todes, eine Versinnlichung des Kreislaufs des Jahres.
um die irdische Gerechtigkeit zu Ehren zu bringen, wart

träglich noch ein letzter Theil angefügt, der die Bestrafung der Mörder Siegfrieds behandelt und uns zum ersten Mal auf den Boden geschichtlicher Thatsachen stellt. Wohl hat man auch in den ersten Stücken da und dort Anlehnungen an geschichtliche Ereignisse zu finden gemeint, ja, Siegfrieds Geschichte überhaupt als eine dichterisch freie Verherrlichung der Schicksale Armins des Cheruskers auffassen zu dürfen geglaubt. Aber das sind verfehlte, längst aufgegebene Vermuthungen. Dagegen sind die Namen der Burgundenkönige Gibich, Gunther und Giselher historisch überliefert, und es ist eine geschichtliche Thatsache, daß ihr Reich im Jahre 437 von dem gewaltigen Hunnenkönige Attila vernichtet wurde, wobei auch das ganze Königsgeschlecht zu Grunde ging. Es ist ferner eine geschichtliche Thatsache, daß eine der vielen Frauen Attilas eine deutsche Fürstentochter gewesen ist und daß er am Tage der Vermählung mit ihr eines plötzlichen Todes starb. Die geschwätzige Sage wu te alsbald, die Braut habe den König ermordet, und kannte auch den Beweggrund zu dieser That: sie habe ihre Brüder rächen wollen, eben jene Burgundenkönige, die Attila vordem ausgerottet hatte. Damit war denn der furchtbare Ausgang der Nibelungensage gefunden, den freilich unsere Quellen wiederum in zwei von einander abweichenden Ueberlieferungen geben. Nach der Edda wirbt König Atli lüstern nach dem Nibelungenhort um Sigurds Wittwe, die ihm ihre Geschwister gern geben, damit sie sich ihres Schmerzes getröste. Ein Vergessenheitstrank macht Gudrune gefügig und Atli führt sie trotz übler Vorahnung in sein Haus. Durch einen Spielmann läßt er darauf die Schwäger zu sich laden, ihnen reiche Geschenke versprechend, und trotz der Warnung der Schwester, die ihnen den Unglücksring Andwaranaut umwickelt mit Wolfshaar sendet, ziehen die hochgemuthen Helden nach Atlis Burg, wo sie die Schwester zum letzten Male liebkost. Dann kommt es alsbald zum Kampf, Högni und Gunnar werden gefangen. Und nun folgt ein Zug grausiger altnordischer Wildheit: Atli läßt dem Högni das Herz aus dem lebenden Leibe schneiden und es vor Gunnar tragen, der spricht:

> Hier hab' ich das Herz Högnis, des Kühnen,
> Man sieht es nicht schüttern auf der Schüssel hier;
> Da die Brust es barg, bebt es noch minder.

Er verweigert, wie wir schon wissen, den Versteck des Nibelungenhortes anzugeben, und wird nunmehr in den Schlangenthurm gesetzt, wo er durch den Biß der Nattern den Tod findet.

Die nordische Auffassung stellt also die Treue der Blutsverwandten über die Gattentreue, Gudrune hat für den erschlagenen Sigurd Wergeld erhalten und daher kein Recht mehr

auf Blutrache, sie tritt deshalb im letzten Kampfe auf die Seite der Brüder und rächt die Gefallenen durch den Mord ihres zweiten Gatten, worauf ihr noch langes Leid in dritter Ehe beschieden ist.

Höher scheint mir die Auffassung unseres Nibelungenliedes gewaltiger seine Schilderung der Ereignisse. Als Etzels Werbung um Kriemhilde durch Markgraf Rüdiger von Bechlaren an den burgundischen Hof gelangt, da sind die Brüder gleich bereit, ihr in dem Hunnenkönig einen Ersatz für den verlorenen Gemahl zu geben, Hagen aber räth dawider:

> Das sprecht ihr unbedacht!
> Wenn ihr Etzeln kennet, wie ich, und seine Macht,
> Und ließt ihr sie ihn minnen, wie ich Euch höre sagen,
> Das müßtet ihr vor Allen mit großem Recht beklagen.

Kriemhild weist den Werber zuerst ab, dann aber, nachdem Rüdiger geschworen, „ihr zu vergüten all' ihr Ungemach“, willigt sie ein und wird Etzels Weib. Nach sieben Jahren des Harrens reift endlich die Rache: sie bestimmt Etzeln, die Schwäger zu sich einzuladen, und entzündet dann den Kampf, wobei sie in grausiger Entschlossenheit selbst das Leben des eigenen Sohnes nicht schont um dem zaudernden Etzel, der das Gastrecht ehrt, das Schwert in die Faust zu zwingen. Und nun folgen jene furchtbaren Kämpfe, in denen sich das kleine Häuflein deutscher Recken der ganzen Macht des Hunnenreiches erwehrt, bis es endlich — ein mahnender Zug! — der Kraft der eigenen Volksgenossen erliegt. Die Deutschen Rüdiger und Dietrich zwingen die letzten Ueberlebenden. Kriemhilde stillt nun den glühenden Durst nach Rache nachdem sie den Bruder gefällt, hat sie freie Bahn zu Hagens Haupt und eigenhändig schlägt sie es ihm mit Siegfrieds Schwert herunter. Dann findet sie selbst durch Hildebrands rasche Vergeltung ihr Ende.

> Da war der Helden Herrlichkeit hingelegt im Tod,
> Die Leute hatten alle Jammer und Noth.
> Mit Leid war beendet des Königs Lustbarkeit,
> Wie immer Leid die Freude am letzten Ende verleiht.

So verhallt, anklingend an die Eingangsworte, klagend unser Lied. Gerade in seinem letzten Theile müssen wir die Kunst bewundern, die der Dichter nicht nur in der Ausmalung der Kämpfe, sondern in noch höherem Grade in der Schilderung der seelischen Vorgänge in seinen Helden erweist, die alle unter dem Leitmotiv der Treue stehen. Dieser Reichthum an heldenhaften Personen wie an packenden Vorgängen hat schon frühzeitig der deutschen Ueberlieferung das Uebergewicht über die nordische verschafft: bereits im Jahre 1132, also noch bevor das Nibelungen

lied in seiner heutigen Fassung entstand, konnte ein Sänger des Dänenherzogs Magnus den Herzog Kanut vor der Hinterlist seines Herrn durch ein Lied von Kriemhilds allbekanntem Verrath an ihren Brüdern warnen. Es mochte das Durchdringen der deutschen Ueberlieferung fördern, daß auch der Norden eine ähnliche Sage kannte. Helgi, der Hundingstödter, der in vielen Stücken Siegfrieds Doppelgänger ist, fällt von der Hand des Bruders der ihm vermählten Walküre Sigrun und diese weist die ihr von dem Mörder gebotene Sühne mit Worten zurück, die auch unserer Kriemhild nicht übel anstehen würden:

So sollen Dich alle die Eide schneiden,
Die Du dem Helgi geschworen hast — —
Das Schiff fahre nicht, das unter Dir fährt,
Weht auch erwünschter Wind dahinter;
Das Roß renne nicht, das unter Dir rennt,
Müßtest Du auch fliehen vor Deinen Feinden;
Das Schwert schneide nicht, das Du schwingst in der Hand,
Es schwirre denn Dir selber um's Haupt.
Rache hätt' ich da für Helgi's Tod,
Wenn Du ein Wolf wärst im Walde draußen,
Des Beistands bar und bar der Freunde,
Der Nahrung ledig, Du sprängst denn um Leichen!

Aber genug! Wir sind am Ende unserer Betrachtungen angelangt. Unsere Mär erwuchs aus der Göttersage, aus der die ganze nordische Mythologie beherrschenden frohen Botschaft vom siegreichen Frühling, dann verwandelte sich die im Winterschlaf befangene Erdgöttin in die zaubergebannte Walküre, die Freundschafts- und die Hortsage trugen ihr Theil zu dem bunten Gewebe bei, der Frühlingsgott fiel dem Speere des blinden Bruders, um jenseits der Flamme des Scheiterhaufens sich mit der Geliebten wieder zu vereinigen, und endlich klang in gewaltigem Menschenschicksal aus der Götter Geschick. Mannigfaltig waren die Ueberlieferungen, die ich Ihnen vorführen durfte, und doch habe ich, um Ihre Aufmerksamkeit nicht zu lange in Anspruch zu nehmen, gar Vieles unterdrücken müssen, vor Allem die überaus interessanten Beziehungen unserer Sage zu den homerischen Heldengesängen, von denen ich Sie vielleicht ein anderes Mal unterhalten darf. Ich hoffe aber, Sie werden schon heut sich überzeugt haben, welch' reiche geistige Anregung sich aus der Beschäftigung mit diesem edlen Hort unseres Volkes gewinnen läßt, und mir daher die Bitte gestatten, mit mir einzutreten für die Mahnung an unser heutiges Geschlecht, diese alten Sagen noch eifriger zu pflegen, als es trotz Allem noch immer der Fall ist. Noch immer gelten diese Ueberlieferungen vielfach für unverständlich und dem heutigen Geschlechte fremd und gleichgiltig:

man lernt etwas auf der Schule davon, man sieht wohl mal ab und zu auf der Bühne ein Stück, das seinen Stoff aus ihnen entlehnt, aber man steht der Sage selbst kühl bis an's Herz hinan gegenüber. Die Forschungen der Gelehrten, die uns das Dunkel lichten wollen, das auf der Vorzeit und ihren Mären ruht, bleiben Sondergut derer, die dieses Fach auf der Universität lehren und lernen, „Jambentragödie“ und „Nibelungendrama“ haben bei vielen Kritikern, die ja die öffentliche Meinung machen, den üblen Beigeschmack des Verunglückten und Unzeitgemäßen. Wie anders war es in Griechenland! Homers Lieder ertönten bei jedem Mahle, und der große Sieger Alexander wußte das köstlichste Stück der persischen Beute, jenes berühmte Kästchen, nicht besser zu verwenden, als zur Aufbewahrung der homerischen Gedichte: noch jene der unseren an Bildung wahrlich nicht nachstehende Zeit konnte sich an den Sagen aus grauer Vorzeit begeistern. Sollten wir das nicht auch können? Ist's denn so schön bestellt um unsere neue und neueste Litteratur? Wie ist's denn möglich, daß Schriftsteller — Dichter darf man sie nicht nennen, das nehmen sie selbst übel — zu Ansehn gelangen, die ihre Stoffe mit Vorliebe den Gerichtsverhandlungen, die bei verschlossenen Thüren stattfinden, entnehmen und ihre Helden am liebsten aus dem Irrenhaus und dem Spital holen? Und wie ist's möglich, daß heut, wo alle Völker, selbst die kleinsten und unbedeutendsten, sich national zusammenschließen und ihr Volksbewußtsein bis zum Fanatismus steigern, gerade wir Deutschen mit den Erfahrungen unserer Geschichte so gern von Humanität und Friedensliebe und Kosmopolitismus schwärmen und jedes Aufflackern deutschen Stolzes mit dem aus Frankreich geholten Worte „Chauvinismus“ brandmarken? Wer das mit mir für eine Schande hält, die man unserem zweitausendjährigen Ruhme anthut, der wird Simrocks schönem Wort Recht geben, daß wir den Nibelungenhort neu münzen müssen, indem wir den Geist, der unsere alten Lieder und Sagen durchweht, von Neuem beleben, daß er uns mache wie jene Recken furchtlos und treu. Er vermag es, weil

> zu künftigen Siegen die Kunst des Sängers
> Den Wunsch und die Macht erweckt im Gemüth
> Und Helden erzieht, von Helden erzählend.

Ernst ist unsere Zeit und mannigfach sind die Gefahren, die das Vaterland drinnen und draußen bedrohen, es kommt die Stunde, wo es mit der Humanität und der Friedensliebe nicht mehr geht. Dann braucht Deutschland Männer furchtlos und treu. Gott der Herr aber gebe, daß sie dem Vaterland dann zahlreich zu Gebote stehen! Das ist der Wunsch, den ein im

Edelsinne des Wortes deutscher Dichter niedergelegt hat in den schönen Versen, mit denen ich schließen zu dürfen bitte:

Daß Dich Gott in Gnaden hüte,
Herzblatt Du der Weltenblüthe,
Stern der Ehre, Völkerwehre,
Daß Du strahlst von Meer zu Meere
Und Dein Wort sei fern und nah,
Und Dein Schwert, Germania!

Homer und die Nibelungen.

Wenn ich Sie bitte, mir für ein Stündchen freundliches Gehör zu schenken bei einem Vortrage, den ich „Homer und die Nibelungen" überschrieben habe, so mag die Verknüpfung dieser beiden Namen im ersten Augenblick vielleicht wunderlich, wo nicht gesucht erscheinen. Was hätte der gefeiertste Dichter des griechischen Alterthums zu schaffen mit dem nordischen Geschlecht voll wölfischer Wildheit? Sind nicht die Vorstellungen, welche beide Namen in uns erwecken, so weit von einander verschieden, wie die sonnigen Rebenhügel von Hellas und die graue, schneesturmgepeitschte Haide Nordlands? Und doch webt eine Fülle geheimnißvoller Beziehungen zwischen dem blinden Sänger der Ilias und unserer Sage vom Drachentödter, Beziehungen, die sich schon in gewissen Aeußerlichkeiten vorbildlich andeuten. Wie bekannt, stritten sich im Alterthum sieben und mehr Städte um den Ruhm, der Geburtsort Homers zu sein, und tiefes Dunkel verhüllte bereits damals die näheren Lebensumstände des Mannes, dem die Menschheit die gewaltigsten Dichtungen verdankt, denen sie jemals lauschen durfte. Dieses Dunkel ist durch die neuen Forschungen nicht nur nicht gelichtet worden, man ist vielmehr sogar dazu gelangt, die Existenz einer Persönlichkeit, Homer genannt, die sowohl die Ilias als auch die Odyssee geschrieben hätte, zu verneinen und nimmt an, daß wir es mit zwei verschiedenen, etwa 100 Jahre aus einander stehenden Männern zu thun haben, von denen der erste den Sagenkreis der Ilias, der zweite den der Odyssee gesammelt und den zusammengetragenen Liedern ein einheitliches Gepräge verliehen hat, wozu dann im Laufe der Zeit noch mancherlei Zusätze und Ueberarbeitungen gekommen sind. Nicht viel anders ist das Ergebniß der Forschungen hinsichtlich unseres deutschen Nibelungenliedes, das noch immer die vollendetste Bearbeitung dieses Stoffes darstellt und in einzelnen Theilen den Vergleich mit dem griechischen Epos nicht zu scheuen braucht. Den Dichter dieses Liedes kennen wir nicht, vergeblich sind bisher alle Versuche der Gelehrten gewesen, ihn

in einem der zahlreichen, in den alten Pergamenten genannten Sänger nachzuweisen. Die einheitliche Entstehung des Gedichtes wird aber auch hier geläugnet: es soll eine überarbeitete Sammlung von Liedern verschiedenen Ursprungs sein und die Germanisten streiten um die Zusammengehörigkeit der einzelnen Gesänge und Strophen nicht minder lebhaft, als die klassischen Philologen, deren Eifer in der Zerlegung des homerischen Epos schon Schiller in dem Epigramm „Die Homeriden" verspottete.

Der unvergängliche Reiz dieser Gesänge, die gewaltige Wirkung, die sie noch heut nicht nur auf das Gemüth, sondern auch auf den Geist jedes Hörers ausüben, erklären sich zum guten Theil daraus, daß sie, wie man bald erkennt, nicht freie Erfindungen eines müßigen Kopfes enthalten, sondern daß der hellenische wie der deutsche Dichter uns Sagen überliefert, die seit unvordenklichen Zeiten geistiger Besitz seines Volkes gewesen sind. Darum beginnen beide homerische Epen mit der Anrufung der göttlichen Muse, daß sie dem Sänger die Thaten der Vorzeit enthülle, darum hebt auch das Nibelungenlied mit einer Berufung auf die alten Mären an. Das hohe Alter des in den homerischen Gesängen behandelten Stoffes zeigt sich zunächst und offensichtlich in dem fortwährenden Eingreifen der Götter in den Gang der Handlung: da geschieht doch kaum ein wichtiges Ereigniß, an dem nicht irgendwie ein Gott mitwirkte. Die Götter lenken die Speere der Kämpfer zum Todesstoß wie zum vergeblichen Ausfall, sie hüllen ihre Schützlinge in bergende Wolken oder entrücken sie wohl gar dem Kampfgetümmel, sie rathen und widerrathen, sie zerschlagen das Schiff und retten den Schwimmer. Auch auf den Menschen selbst fällt noch ein Abglanz von der Herrlichkeit dieser göttlichen Kampfgenossen: sie sind anders als die Sterblichen von heute, die der Dichter gern mit ihnen vergleicht, und Iphigenie mag mit Recht von dem in Aulis versammelten Heere sagen: „es war, als hätte der Olymp sich aufgethan und die Gestalten der erhabenen Vorwelt zum Schrecken Ilions herabgesendet." Im geraden Gegensatze zu dieser Darstellungsweise hat der Dichter des Nibelungenliedes seinen Helden das deutliche Gepräge seiner Zeit aufgedrückt: es sind Fürsten und Herren des 12. Jahrhunderts, höfische Männer, die er uns vorführt, und erst nach Vergleichung mit anderen Bearbeitungen der Sage sehen wir unter dieser Einkleidung die ursprüngliche Ueberlieferung deutlich hervortreten, wie man wohl in einer Kirche ein altes Wandgemälde unter den Schildereien späterer Tage durchscheinen sieht.

Fassen wir also beide Epen als den poetischen Ausdruck urgeschichtlicher Vorstellungen auf, so liegt die weitere Frage

nahe, ob sich nicht gewisse gemeinsame Züge in ihnen nachweisen lassen. Nach dem Bericht der heiligen Schrift sind ja alle Völker eines Stammes und haben bis zur Zerstörung des babylonischen Thurmes auch eine Sprache geredet, und es wird dieser Bericht durch die Forschungen der Sprachgelehrten insoweit bestätigt, als in der That eine große Völkergruppe nachweisbar ist, zu der u. a. Hellenen und Germanen gehören, deren Sprachschatz auf gemeinschaftliche Urformen und eine gewisse Gemeinsamkeit der Lebensführung hinweist. Es ist daher anzunehmen, daß auch die religiösen Vorstellungen dieser Völker mehr oder minder verwandt sein werden, und diese verwandten Vorstellungen müssen sich in den ältesten Sagen nachweisen lassen. Wir wollen nun in Ausführung unseres Themas heut Abend mit einander versuchen, ob sich dieser Nachweis führen läßt. Doch ist das kein leichtes Ding, denn es leuchtet von vornherein ein, wie sich die ursprüngliche, gemeinsame Sage im Laufe der Jahrhunderte mit den Schicksalen dieser Wandervölker gewandelt haben muß, ist doch die Mythologie eines jeden Stammes erweislich abhängig von den Bedingungen, unter denen er sein Heim gefunden hat. Die seligen Götter Homers bleiben in ewigen Festen an goldenen Tischen, sie schreiten vom Berge zu Bergen hinüber, aus Schlünden der Tiefe dampft ihnen der Athem erstickter Titanen gleich Opfergerüchen, ein leichtes Gewölke. Wie sticht von dieser sonnigen, abgeklärten Ruhe, die nur ein unter den günstigsten Lebensbedingungen gedeihendes Volk seinen Göttern andichten konnte, das Dasein ab, das die Götter Walhalls führen! War das ganze Leben des Germanen ein steter Kampf mit den Unbilden einer rauhen Natur, eine Kette von Fehden, in die ihn sein schlachtenfroher Sinn trieb, so hatten auch seine Götter unablässig zu ringen mit den wilden Gewalten, die die schöne Erde erobern wollen, und unausweislich, unabwendlich stand in der Zeiten Hintergrunde der furchtbare Tag, wo auf dem Wigridfelde sich messen sollen die Götter und ihre riesigen Feinde, wo die Sonne schwarz wird, die Erde ins Meer sinkt, vom Himmel schwinden die heiteren Sterne, Gluthwirbel umwühlen den allnährenden Weltbaum, die heiße Lohe beleckt den Himmel. Noch ein zweiter Umstand trägt zur Verschleierung der gemeinsamen Ursage wesentlich bei: das ist die Thatsache, daß die uns erhaltenen Niederschriften der Sage auch zugleich einen künstlerischen Zweck verfolgen, dem zu Liebe manch wichtiger Zug getilgt oder verändert, manch erfundener Zusatz eingefügt sein mag.

Diese Annahme dürfte ganz besonders auf das uns heut hauptsächlich beschäftigende homerische Heldengedicht, die Ilias, zutreffen, da diese bekanntlich nicht den ganzen trojanischen Krieg

behandelt, sondern nur eine Episode, oder besser eine Reihe von Episoden, die zusammen einen Zeitraum von 51 Tagen umspannen. Den Inhalt bilden die Entzweiung des Achill mit dem Heerkönig Agamemnon und die schlimmen Folgen dieses Zornes für den Helden selbst wie für das gesammte Griechenheer nebst der Beilegung des Zwistes und der an dem edelsten Trojaner geübten Vergeltung. So sind wir denn auf die zahlreichen anderen Dichter mitangewiesen, die den ganzen zehnjährigen Kampf um Priams hohe Feste zum Gegenstand ihrer Gesänge gewählt und in wechselnder Parteinahme bald die Griechen, bald die Troer in günstiger Beleuchtung dargestellt haben. Ebenso können wir uns, was die deutsche Sage anlangt, nicht auf das Nibelungenlied beschränken, das wir vorhin mit der Ilias in Parallele stellten, denn es verschweigt einen der wichtigsten Theile der Sage und giebt das Uebrige in bereits stark modernisirter Form wieder. Hier bieten sich zur Ergänzung und Wiederherstellung der ursprünglichen Ueberlieferung die Lieder der Edda, jener altnordischen Sagensammlung, und unsere deutschen Märchen. Aus diesen Quellen lernen wir insbesondere den ersten Theil der Siegfriedsage kennen, ohne den ihre volle Bedeutung gar nicht verständlich ist: wie Odhin die Walküre, die gegen sein Gebot handelte, den Recken fällte, den sie schirmen sollte, und dem todtgeweihten Manne zum Siege verhalf, straft, indem er sie auf hohem Felsen, umlodert von der Waberlohe, vom grimmen Drachen bewacht, in Zauberschlaf versenkt, wie der furchtlose Held den Drachen schlägt und die Lohe durchreitet, die Schläferin weckt und sich ihr angelobt, wie er aber dann, durch einen Zaubertrank bethört, zu einem anderen Weibe in Liebe entbrennt und die auf dem Felsen sein harrende erste Braut vergißt, ja sie sogar dem Freunde und Blutsbruder von Neuem gewinnt und zuführt.

Betrachten wir uns nun einmal den Haupthelden Homers, den Peliden Achillens, etwas näher. Er unterscheidet sich schon beim ersten Anblick von seinen Fahrtgenossen, und zwar eigentlich nicht zu seinem Vortheil; denn er ist anmaßend und heftig gegen Agamemnon, rücksichtslos gegen die übrigen Achäer, grausam gegen den entseelten Hektor, mit einem Worte: ein Barbar. Und in der That ist er auch von Geburt kein Hellene im strengen Sinne des Wortes, sondern er stammt aus Thessalien, also aus dem Norden, und seine Erziehung hat nicht der Vater geleitet, sondern der weise, aller Künste kundige Kentaur Chiron hat ihn im Gebirge auferzogen, wie auch Siegfried fern vom Vaterhaus im Walde aufwächst, unterwiesen von dem zauberkundigen Schmied Mime. Chiron hat den jungen Helden in echtnordischer Weise

mit dem Marke von Löwen, Bären und Hirschen genährt und so ist er der stärkste und muthigste der Achäer geworden, dessen bloßer Anblick und Kriegsruf genügt, die siegreich vordringenden Trojaner in die Flucht zu treiben. Diese Erzählung erinnert unwillkürlich an die Berichte der Römer über die ähnliche Wirkung, die die Erscheinung und der Schlachtgesang der Germanen auf ihre siegreichen Legionen ausübten. Unter allen Eigenschaften Achills aber wird seine Schnelligkeit von den Dichtern besonders gerühmt und ist geradezu sprichwörtlich geworden. Eine schöne Schilderung davon entwirft in des Euripides Iphigenie in Aulis der Chor chalkidischer Frauen, der das Griechenlager besucht hat und die Merkwürdigkeiten, der er dort geschaut, aufzählt:

Auch der Thetis Sohn hab' ich gesehen,
Den der weise Chiron auferzog,
Raschen Laufes, wie der Winde Wehen,
Mit Erstaunen hab' ich's angesehen,
Wie er flüchtig längs dem Ufer flog,
Schwergeharnischt mit geschwinden Sohlen
Eines Wagens Flug zu überholen,
Den die Schnelle von vier Rossen zog.

Auch der Siegfried des Nibelungenliedes ist der schnellste Läufer unter seinen Genossen. Als Hagen ihn mit den Worten:

Ich hörte jederzeit,
Es könne Niemand folgen Kriemhilds Gemahl,
Wenn er rennen wolle: hei, schauten wir das einmal!

zum Wettlauf herausfordert, um seine Ermordung einzuleiten, da erbietet sich Siegfried, Gewand und Gewaffen, den Wurfspieß sammt dem Schilde und all sein Birschgewand zu tragen, während seine Gegner Gunther und Hagen sogar noch die Oberkleider ablegen sollen. Ebenso ist Achilleus unverwundbar wie Siegfried: den hatte das Bad im Drachenblut „hürnen" gemacht, Achilleus aber war von seiner göttlichen Mutter bald nach der Geburt in den Unterweltsstrom Styx getaucht worden. Die Göttin hatte ihn dabei an der Ferse gehalten, sodaß dorthin die härtende Fluth nicht zu dringen vermochte und diese Stelle allein an seinem Leibe verwundbar blieb, die Achillesferse. So deckt auch die Hornhaut Siegfrieds nicht den ganzen Leib des Helden, ein Lindenblatt war ihm auf die Schulter gefallen, als er in des Wurmes Blute badete. Der Meuchelmörder Hagen aber wußte diese Pforte zum Leben des Helden ebenso zu erspähen, wie Achills Blöße von Apollon dem Paris verrathen ward, der dann aus dem Hinterhalt den Todespfeil auf den Peliden entsenden konnte. Dieses düstere Loos, das unabwendbar über ihm schwebt, ist dem Helden im Voraus bekannt, aber er hat freudig ein langes

ruhmloses Leben verschmäht und den frühen Tod mit in den Kauf genommen für den Ruhm, stets der Erste zu sein und vorzustreben den Andern. Die gleiche hohe Gesinnung leuchtet aus den Worten, mit denen in der Edda König Gripir den Sigurd des schweren Geschickes getröstet, das er ihm verkünden mußte:

Zum Trost gedenke, tapferer Heerfürst,
Daß doch ein leuchtendes Loos Dir fiel:
Kein edlerer Held wird auf Erden je
Im Sonnenlicht wandeln, als Sigurd Du!

Die Schicksale beider Helden bieten aber noch andere Vergleichungspunkte. Bei den Völkern des Nordens, die in der Treue des Mannes höchste Tugend sahen, war die wundersame Mär von der Brautwerbung Siegfrieds für seinen königlichen Freund besonders beliebt, sie ist in vielen unserer Sagen und Märchen verherrlicht und bildet die Wurzel einer ganzen unter dem Namen Freundschaftssage bekannten Gruppe. Die Ilias hat diesen Zug zwar bewahrt, aber in einer von der germanischen stark abweichenden Form. Als Agamemnon, um den Zorn des Apollon zu versöhnen, dem Priester Chryses dessen geraubte Tochter zurückgeben muß, da fordert er zum Ersatz die schöne Briseis, die Achill erbeutet hat und zu seiner Gattin machen will. Kraft seines Rechts als Oberfeldherr läßt er sie durch Herolde aus den Zelten der Myrmidonen entführen: ungern, sagt der Dichter, ging mit ihnen das Mägdlein, aber Achilleus weinte. Also auch Achill scheidet sich zu Gunsten eines Höheren von der Geliebten. Ueberhaupt spielt in seinem Schicksal die Liebe eine weniger wichtige Rolle als die Freundschaft: zarte Neigung verbindet ihn aufs Innigste mit dem edlen Patroklos, dem liebenswürdigsten und reinsten der Achäer, „der Allen mit freundlicher Seele zuvorkam". Er ist gleichsam eine besondere Personifikation der Lichtseiten im Charakter des Achilleus, kommt es ja doch in der Götter- wie in der Heldensage oft vor, daß ein Wesen in zwei verschiedenen Persönlichkeiten zerlegt wird, die als Freunde oder Brüder nebeneinander stehen. An diesen Doppelgänger Achills knüpft sich eine der wunderbarsten Aehnlichkeiten zwischen deutscher und nordischer Heldensage. Wie ich bereits früher einmal an dieser Stelle näher ausführen durfte, ist die Sage von der Ermordung Siegfrieds nur die Wiederholung eines Vorgangs aus der Geschichte der Götter, nämlich von Baldurs Tod. Der war auch der lieblichste und reinste unter seinen Genossen, den Bewohnern Walhalls, und als er durch die Tücke Lokis des Verderbers fiel, da war das, wie die Edda sagt, das größte Unglück, das Menschen und Götter je traf. Auf Bitten der Asen erklärte sich Hel, die finstere Herrscherin des Todtenreiches, bereit,

Baldur wieder zu den Seinen zurückkehren zu lassen, wenn alle Wesen und Dinge, lebendige sowohl als todte, ihn beweinen würden. Da schickten die Asen Gesandte in alle Welt und geboten, Baldurn aus Hels Gewalt zu weinen. Alle thaten das, Menschen und Thiere, Erde, Steine und Bäume, nur ein Riesenweib weigerte sich und antwortete trotzig den Boten:

> Thöck muß weinen mit trockenen Augen
> Ueber Baldurs Ende.
> Nicht im Leben noch im Tode hatte ich Nutzen von ihm,
> Behalte Hel, was sie hat.

Da ward Baldurs Leib bestattet und zwar sollte er nach Art eines nordischen Seekönigs auf seinem Schiffe verbrannt werden, aber es gelang den Göttern nicht, dieses Schiff von der Stelle zu bringen, und sie mußten aus Riesenheim ein gewaltiges Weib herbeirufen, die es mit ungefügem Stoß flott machte. Im Nibelungenlied sind diese heidnischen Züge verblaßt, doch auch hier wird mit breiter Ausführlichkeit die allgemeine Trauer um Siegfrieds Tod geschildert: nicht nur sein Weib Kriemhild und sein greiser Vater Siegmund überlassen sich dem heftigsten Schmerz, alles Volk bejammert den Erschlagenen:

> Wohl Mancher war darunter, der drei Tage lang
> Von dem großen Leide weder aß noch trank.

Patroklos nun wird wie Baldur, Siegfried und Achilleus auf heimtückische Weise gefällt: Phöbos Apollon versetzt ihm einen Schlag, daß ihm Schild und Lanze entsinken und der Harnisch sich löst, worauf ihm Euphorbos den Speer hinterrücks zwischen die Schulterblätter stößt. Um den Gefallenen weinen in rührender Anhänglichkeit seine Rosse, sie wollen das Schlachtfeld nicht verlassen, sondern stehen unbeweglich vor dem Wagen,

> Beid' ihr Haupt auf den Boden gesenkt, und Thränen entflossen
> Heiß von den Wimpern herab den Trauernden, welche des Lenkers
> Dachten mit sehnendem Schmerz, auch sank die schimmernde Mähne
> Wallend hervor aus dem Ringe des Jochs, mit Staube besudelt.

Im Lager wird der erschlagene Held betrauert, wie noch keiner der vielen Gefallenen vor ihm, mit einem Aufwand an Thränen, der selbst bei diesem leicht weinenden Geschlecht befremdet und der auch nur unter besonderer göttlicher Mitwirkung zu Stande kommt. Achill, heißt es bei Homer,

> begann Wehklag', auch klagten alle Genossen.
> Dreimal lenkten sie rings schönmähnige Ross' um den Leichnam,
> Trauernd, und Thetis erregte des Grams wehmüthige Sehnsucht.
> Naß ward jetzo der Sand und naß von Thränen die Rüstung
> Jeglichem Mann, so ward er vermißt, der Schreckengebieter.

Immer wieder erregt die Göttin die Sehnsucht zu weinen, sodaß die Trauernden alles Andere vergessen und es einer besonderen Mahnung des abgeschiedenen Geistes des Patroklos bedarf, ehe seinem Leibe endlich die Ruhe des Grabes zu Theil wird. Bei der Verbrennung des Leichnams aber will die Gluth den todten Helden nicht erfassen und erst auf Achills erneutes Gebet und Opfergelübde ruft Iris, die Götterbotin, die Winde Boreas und Zephyros herbei, das Feuer zu entflammen. Bei Patroklos also wie bei Baldur die außerordentliche thränenreiche Trauer, bei beiden auch die Scheu der Elemente, das Zerstörungswerk an dem heiligen Leichnam zu beginnen, gleichsam getreu dem Eide, den nach der nordischen Ueberlieferung Frigga, die Göttermutter, der gesammten Natur, belebten wie unbelebten, abgenommen hatte, daß sie Baldurn nicht schaden wollten.

Bei so vielen gemeinsamen Zügen dürfte eine starke Familienähnlichkeit zwischen dem untadligen Peliden und dem herrlichsten Helden unseres Volkes als festgestellt zu erachten sein: beide sind Persönlichkeiten, wie sie nur ein hoher kriegerischer Sinn sich vorstellen kann. Vielleicht noch schöner verkörpert sich dieser Sinn in den Walküren, den Wunschmädchen Odhins, die nach seinem Gebot die Geschicke der Schlacht lenken, Helden schützen und fällen und die Erschlagenen nach Walhall tragen, damit sie dort als Einherier weiter leben und im letzten Kampfe Allvater beistehen gegen die Feuerriesen aus Muspelheim. Wir haben auch bereits an Brunhildens Schicksal die Strafe kennen gelernt, die Odhin über die dreiste Magd verhängte, die andere gefällt als er befahl. Diesen Walküren völlig entsprechende Wesen kennt die griechische Sage nicht: wohl aber berühren sich mit ihnen Iris, die Götterbotin, und namentlich Hebe, die Mundschenkin der Olympier: ist es doch auch der Walküren Amt, „da nur von Wein der waffenhehre Odhin ewig lebt,“ ihm das Trinkhorn zu füllen, und der nordische Recke starb frohgemuth den Speertod in der Zuversicht: „Bald reicht die Buhle ihm bei Odhins Mahl, die goldgelockte, lächelnd den Pokal.“ Das Waffenhandwerk aber treiben bei Homer noch alle Götter und Göttinnen, Zeus lenkt das Geschick der Schlacht und nach seinem Gebot und Verbot nehmen sie Theil am Kampfe der Sterblichen oder enthalten sich davon, selbst die zarte Aphrodite und die scheue Artemis wagen sich in den Streit. Aber wohl schon unser Dichter erkannte diese kampflichen Gelüste als nicht mehr zeitgemäß und so lassen es die meisten Olympier, insbesondere Aphrodite und Artemis nach recht üblen Erfahrungen, bei einem kurzen Besuch auf dem Schlachtfelde bewenden. Aber Pallas Athene, schon äußerlich als geharnischte Jungfrau den Schildmädchen Odhins vergleichbar,

übernimmt in der Schlacht völlig die Rolle einer Walküre und steht ihren Günstlingen, namentlich dem Achill und dem Odysseus, unablässig helfend und rathend zur Seite. Schlachtenfroh eilt sie zur Erde hinab, ihren Dienst zu thun:

Schnell wie ein schreiender Adler mit weitgebreiteten Flügeln
Schwang sie vom Himmel herab durch den Aether sich, da die Achäer
Emsig zur Schlacht im Heere sich rüsteten.

Wem tritt nicht bei diesen Versen Homers das Bild der in heller Kampfesfreude laut aufjauchzenden Walküre vor die Seele, wie es uns durch Richard Wagner vertraut geworden ist? Auch der Konflikt zwischen der Pflicht unbedingten Gehorsams gegen Siegvaters Gebot und der eigenen Herzensneigung bleibt nicht aus: Zeus will die Achäer noch nicht siegen lassen, sondern die Troer sollen einstweilen die Oberhand behalten, und er gebietet daher den Griechenfreunden unter den Seinigen, vom Kampfplatz fernzubleiben. Als aber nun die Troer die Feinde zurückdrängen, Hektor sogar das Schiffslager zu stürmen sich anschickt, da können sich Here und Athene nicht länger halten: gerüstet besteigen sie den Streitwagen, um sich ins Getümmel zu stürzen, doch Zeus sendet ihnen sofort die Iris nach mit der furchtbaren Drohung:

Lähmen werd' ich jenen die hurtigen Ross' an dem Wagen,
Stürzen sie selbst vom Sessel herab und den Wagen zerschmettern!
Nicht auch einmal in zehn umrollender Jahre Vollendung
Würden die Wunden geheilt, womit mein Strahl sie gezeichnet:
Daß mir erkenn' Athene, was sei ankämpfen dem Vater!

Noch eine zweite ähnliche Scene kommt in der Ilias vor: Here bethört ihren Gatten und schläfert ihn ein und es stellt nun Proseidon die von den siegreichen Trojanern erschütterte Schlachtreihe der Griechen wieder her. Furchtbar zürnt der Göttervater, als er erwacht und sich hintergangen sieht, und erinnert die arglistige Here, wie er schon einmal ihren Ungehorsam gezüchtigt:

Denkst Du nicht mehr, wie Du hoch herschwebtest und an die Füß' ich
Zween Amboſſe gehängt und ein Band um die Hände geschürzet,
Golden und unzerbrechlich? Aus Aetherglanz und Gewölk her
Schwebtest Du, ringsum trauerten die Ewigen durch den Olympos,
Doch nicht wagte zu lösen ein Nahender.

Gebunden, mit zwei Ambossen an den Füßen zwischen Himmel und Erde zu schweben, also die Versetzung in den Zustand äußerster Hülflosigkeit, ist auch hier die Strafe für die Auflehnung gegen das Gebot des schlachtenlenkenden Gottes. Daß es die Gattin ist, die Zeus so hart anläßt, darf nicht befremden: auch in Walhall giebt es ähnliche Zwistigkeiten zwischen Odhin und Frigg, da diese die oberste Walküre ist und, wenn sie ihre Pläne nicht offen gegen ihren Gatten durchsetzen kann, gleich ihrer olympischen Schwester zur List ihre Zuflucht nimmt.

Um aber auf die Walküren zurückzukommen, so findet sich in der Ilias allerdings eine besondere Art überirdischer Wesen, die Keren, erwähnt, welche sich mit jenen nahe berühren, aber nur eine untergeordnete Rolle spielen. Homer singt:

Zwietracht tobt und Geschrei ringsum und des Schlachtentods Kere,
Die dort erhielt den Verwundeten lebend, jenen vor Wunden
Sicherte, jenen entseelt durch die Schlacht fortzog an den Füßen.
Und ihr Gewand um die Schulter war roth vom Blute der Männer.
Gleichwie sterbliche Menschen durchschalteten diese die Feldschlacht
Und sie entzogen einander die hingesunkenen Todten.

Aus diesen Keren sind dann bei den späteren Dichtern grausige Scheusale geworden, die mit den Geschicken der Schlacht nicht das Geringste mehr zu thun haben, sondern nur eingeführt werden, um das Grauen des Schlachtfelds gleichsam in Persönlichkeit darzustellen: ein künstlerischer Gedanke, den Sie auch in manchen Werken unserer neuesten Maler wiederfinden. Hesiod singt:

hinter den Reihen
Standen die finsteren Keren und knirschten mit blinkenden Zähnen,
Furchtbar gräßlichen Blicks, vom Blute gefärbt; unnahbar
Stritten sie dort um die Fallenden sich und alle gelüstets
Gierig nach schwärzlichem Blut.

Welch ein Abstand zwischen diesen Schreckensbildern und den hehren Reiterinnen in Odhins Gefolge!

Eine derartige Uebereinstimmung der Sage, die ich noch um zahlreiche, minder wichtige Züge vermehren könnte, müßte ich nicht fürchten, die Aufmerksamkeit meiner verehrten Zuhörer allzulange in Anspruch zu nehmen, läßt sich nicht, wie man vielleicht denken könnte, auf Zufälligkeiten oder auf gelegentliche Entlehnung zurückführen, sondern entspricht genau der vorhin vermuthungsweise aufgestellten Annahme, daß die uns heut beschäftigenden Sagen der Germanen und Hellenen einen gemeinsamen Kern haben müssen. Das Vorhandensein eines solchen gemeinsamen Kernes wird zur Gewißheit, wenn wir die älteste Form der griechischen Trojasage in den Bereich unserer Betrachtungen ziehen, die auch noch von Homer selbst und zwar als ein Vorgang aus der frühen Vergangenheit berichtet wird. Der Dichter erzählt, daß Poseidon auf Zeus Befehl die Stadt Troja mit Mauern umgeben habe, aber von König Laomedon um den versprochenen Lohn betrogen worden sei. Zur Bestrafung dieses Frevels habe der zürnende Gott durch ein Meerungeheuer das Gebiet der Stadt verwüsten lassen, sodaß Laomedon sich endlich genöthigt gesehen habe, seine Tochter Hesione, die also die versprochene Belohnung gewesen sein muß, an einem Uferfelsen gefesselt auszusetzen. Da sei Herakles erschienen und habe auf des Königs

Bitten das Ungeheuer erlegt und die Jungfrau befreit, doch auch er sei von Laomedon um den verheißenen Lohn betrogen worden und habe dafür Rache genommen, indem er mit einer Anzahl Gefährten die Stadt erstürmt und verbrannt habe. Diese Erzählung ist aufs Innigste mit der sogenannten Baumeistersage der Edda verwandt, die, wie Sie Sich erinnern wollen, Wagner in seinem Rheingold verwerthet hat. Die Edda berichtet, bei der ersten Niederlassung der Götter sei ein Baumeister nach Walhall gekommen und habe sich erboten, den Asen in einem Winter eine Burg zu bauen, die ihnen ein Schutz wäre gegen ihre Feinde, die Riesen, als Lohn aber habe er sich Freia, die Göttin der Schönheit und Liebe, dazu Sonne und Mond bedungen. Die Asen seien auf diesen Pakt eingegangen und der Baumeister habe sich alsbald ans Werk gemacht, riesige Felsblöcke mit Hülfe seines Hengstes Swadilsari herbeigeschleppt und sie zu unersteiglichem Walle geschichtet. Da sei den Asen bange geworden und es habe sie der Vertrag gereut, mochten sie doch weder die lieblichste der Göttinnen, noch auch die Himmelslichter missen. Aus dieser Verlegenheit habe sie des argen Loki List gerettet: der habe am letzten Abend der Frist, als die Burg fast vollendet war, das Roß Swadilsari bei Seite gelockt, so daß der Baumeister mit seinem Werke nicht habe fertig werden können. Hierüber sei er in wildem Zorn gerathen und die Asen hätten nun erkannt, daß sie es selbst mit einem Riesen zu thun gehabt hatten. Alsbald sei Thor herbeigeeilt und habe mit seinem Hammer dem Baumeister den Lohn gezahlt und so die Göttin vor dem Schicksal bewahrt, die Beute der Riesen zu werden. Thor ist also hier ebenso der Retter der göttlichen Frau, wie Herakles der der Hesiane. Dieses Motiv der Befreiung ist in der zweiten, der uns hauptsächlich vertrauten Trojasage zwar ebenfalls vorhanden, aber bereits etwas verblaßt. Helena hat sich in Troja eingelebt und obwohl sie öfters Anwandlungen von Reue hat und sich verwünscht, daß sie dem feigen Paris gefolgt und dadurch der Anlaß zu den furchtbaren Kämpfen der Völker geworden ist, die sich vor ihren Augen abspielen, ist sie doch nichts weniger als die nach Befreiung schmachtende Gefangene, sondern gefällt sich in der Rolle der gefeierten Schönheit, die selbst den greisen Berathern der Troer den bewundernden Ausruf entlockt:

> Niemand tadle die Troer und erzumschienten Achäer,
> Daß um ein solches Weib sie so lang ausharren in Elend!
> Einer unsterblichen Göttin fürwahr gleicht jene von Ansehn!

In dieser stark romantisch gefärbten Darstellung charakterisirt sich die Auffassung späterer Zeiten, die sich der der Sage zu Grunde liegenden mythologischen Vorstellung kaum mehr bewußt

war und sie daher nur noch undeutlich erkennen läßt. Welches diese Vorstellung ist, ergiebt sich unschwer aus der nordischen Baumeistersage: der Riese, der in einem Winter den Asen die Burg baut und dem das Roß Swadilfari, auf deutsch: der Eisfahrer, dient, ist der Winterdämon, der ja noch heut aus Eis und Schnee in kürzester Zeit seine wundersamen Bauten schafft. Daß er gerade die holde Freia zum Lohn verlangt, erklärt sich leicht, wenn man beachtet, daß dazu auch noch Sonne und Mond gefordert werden: gemeint ist hier die Sonnengöttin, die um ihrer sieghaften Schönheit willen wohl durch die liebreizendste Bewohnerin Walhalls ersetzt werden konnte. Damit haben wir den innersten Kern und die Bedeutung des uns heut beschäftigenden Sagenkreises gefunden: es ist der Wechsel der Jahreszeiten, den die Vorwelt sich als einen Kampf der lichten Götter gegen die in Gestalt von Wölfen, Drachen oder Riesen erscheinenden Dämonen dachte. Diese düsteren Feinde scheinen eine Zeit lang die Oberhand zu behalten, indem sie sich des hauptsächlichen Kampfpreises, der Sonnenjungfrau, bemächtigen, bis diese dann durch einen gewaltigen Helden, unter dem man sich den Frühlings- oder Gewittergott zu denken hat, aus der Gefangenschaft befreit wird. Diese Einkleidung des wichtigsten Naturvorganges in eine Götter- und Heldensage ist weit über die Erde verbreitet, wir finden sie in Indien und Persien nicht minder als in Hellas und in Germanien. Perseus, der die Andromeda befreit, und Theseus, der die Ariadne aus dem Labyrinth entführt, stellen sich brüderlich neben Herakles, den Retter der Hesione, Freia und Helena sind Schwestern Brunhildens und Dornröschens und der letzte Nachklang der Sage ist unser Märchen vom Rothkäppchen, das der Jäger aus dem Leibe des Wolfes wieder herausschneidet.

So allgemein verbreitet war diese Befreiungssage, so tief wurzelte sie in der Vorstellungswelt der Völker, daß auch die christliche Kirche ihr Rechnung tragen mußte. Bekanntlich deutete sie in solchen Fällen die heidnischen Anschauungen, die sie nicht zu verdrängen vermochte, in eine christliche Allegorie um und verwandelte Götter und Helden der Vorzeit in Heilige und Märtyrer. Auch unser Siegfried mußte sich den Heiligenschein auf das blonde Haupt drücken lassen: man verehrt ihn in seiner alten Heimath am Niederrhein, besonders in Xanten, als St. Viktor, bei den Südslawen als heiligen Nikita, beides Drachentödter, deren Namen nur die Uebersetzung desjenigen unseres Helden sind. Der sanfte Baldur aber ward durch seinen griechischen Doppelgänger ersetzt und ist als St. Patroklus noch heut der Stadtheilige von Soest. Und so unverwüstlich war die Lebenskraft dieser Vorstellungen, daß sie unter den Einflüssen der Kirche und

der mit dieser eindringenden Weisheit des klassischen Alterthums noch neue, höchst eigenartige Blüthen trieb. Unter Benützung des Umstandes, daß Christi Auferstehung gerade in der Zeit gefeiert wird, wo die Sonne neue Kraft gewinnt und den Gewalten des Winters sich entrafft, bildete sich die Vorstellung, welche in dem hohen Liede der Bibel eine Beziehung auf den Erlöser fand und in der Braut, deren Sehnsucht der Dichter so beredt schildert, die menschliche Seele erblickte, im 12. Jahrhundert zu einem richtigen Romane aus, in welchem Riesen diese Braut im babylonischen Thurme gefangen halten. Der Heiland aber stürmt den Thurm an der Spitze der himmlischen Heerschaaren und vermählt sich die Befreite, wie es höchst bedeutsamer Weise heißt: im Gemache der ewigen Sonne. Die Kunstdichtung des Mittelalters aber warf sich mit Eifer auf den dankbaren Stoff, den ihr die antike Trojasage bot, und so besitzen wir eine ganze Reihe französischer, deutscher und englischer Epen und Romane, ja sogar eine nordische Trojumannasage, die in seltsamer Vermischung germanischen und klassischen Heidenthums noch einmal die Thaten feiern, die einst den blinden Sänger zu seinen unsterblichen Werken begeistert hatten. Auch die Geschichtschreibung stand nicht zurück: in den heidnischen Vorstellungen und allerlei Namensanklängen fand sie Anlaß und Anhalt genug, die Kämpfe im Thale des Skamander für ihre Zwecke zu benützen, und, wie der grimme Hagen um seines Beinamens „von Tronje" willen für einen Abkömmling der Trojaner galt, so rechneten sich ganze Völkerschaften, insbesondere die niederrheinischen Franken, die gleiche Abstammung zu besonderer Ehre und das edle Fürstengeschlecht der Askanier hielt es für rühmlicher, seinen Ursprung fabelnd auf Ascanius, den Sohn des troischen Aeneas, zurückzuführen, als auf Asker, der mit seinem Weibe Embla das erste Menschenpaar der Edda bildet. Unter dem Einfluß dieser Strömungen und, da der Deutsche leider von jeher das Fremde höher geschätzt hat als das Eigene, das ja „nicht weit her" ist, geriethen die Ueberlieferungen unserer Ahnen mehr und mehr in Vergessenheit. Daher kommt es, daß sich im eigentlichen Deutschland nur so geringe Spuren der alten Göttersage erhalten haben und auch diese meist versteckt in allerlei Aberglauben oder durch fremden Aufputz entstellt. Da kann man es denn unseren klassischen Philologen nicht gar so sehr verübeln, wenn sie bis in die neueste Zeit als festes Dogma der Wissenschaft lehren, daß die germanische Sage aus der der Griechen entlehnt und, insoweit ihre Aufzeichnung in künstlerischer Form in Frage kommt, auch durchaus von der Antike beeinflußt sei. Das heißt aber mit anderen Worten nichts anderes als: die Kultur ist ein uns durch die Griechen über-

mitteltes Erzeugniß des Morgenlandes. Aber dieses Dogma ist nicht mehr unbestritten. Zunächst ergab sich, daß die Theorieen der Philologen mit den von der Palaeontologie, der Prähistorie und der Anthropologie gewonnenen Aufklärungen hinsichtlich der frühesten Geschichte der Menschheit insofern nicht vereinbar sind, als die Funde entschieden gegen die Annahme einer Wanderung der Völker von Süden nach Norden sprechen. Da durfte man auch die Lehrsätze der vergleichenden Sagenforschung nicht mehr so unbesehen wie bisher hinnehmen, und nun verriethen sich bei genauerer Prüfung viele der wichtigsten griechischen Sagen insbesondere unter den Sonnensagen, durch die Mängel ihres Aufbaus als die Wiedergabe mißverstandener, also wohl nicht im Lande erwachsener, sondern eingewanderter Vorstellungen, ja in manchen Fällen ließ sich sogar der Gang dieser Umbildung noch im Einzelnen nachweisen. So ist die Geschichte von dem doppelten Betrug König Laomedons und der zweimaligen Zerstörung Trojas eben dieser Verdoppelung wegen verdächtig und an den Walküren und Keren konnten wir ebenso deutlich die Verzerrung der ursprünglichen Idealgestalt verfolgen, wie bei Helena die Entartung der Huldgöttin zum gefallsüchtigen Weibe. In allen diesen Fällen aber hat der treue Norden uns die klare, also ältere Form der Sage bewahrt. Vor Allem wird gegen den griechischen Ursprung des Mythos von der Befreiung der Sonne geltend gemacht, daß dieser Vorgang für die Völker des Südens lange nicht die Bedeutung hat, daß er dort zur Grundlage so zahlreicher und wichtiger Sagen, wie die uns heut beschäftigenden, hätte gemacht werden können. Im Norden aber hängt alles Leben vom Siege der Sonne ab und, wer so unglücklich ist, das noch nicht an sich selbst empfunden zu haben, wenn er an einem sonnigen Maientage zum ersten Male wieder Frühlingsluft athmen durfte, der schlage seinen Faust auf, da findet er den Nachweis aller Beziehungen der Sonne zu Leben, Kultur und Auferstehung, die uns bei unserer heutigen Unterhaltung theoretisch interessiren, lebendig in dem herrlichen Erguß, den man den „Osterspaziergang" nennt. Die Wichtigkeit des Jahreszeitenwechsels gerade für den Norden zeigt sich vielleicht am deutlichsten darin, daß in unserer Sage das Schicksal der Welt sich in dem des einzelnen Jahres vorbildlich abspiegelt: wie die Sonne beim Nahen des Winters unmächtig wird und schließlich ganz vom Himmel verschwindet, sodaß sich im bangen Menschenherzen die Frage regt, ob sie wohl wieder erscheinen wird, so kommt auch der Tag, wo die Götter Walhalls verdämmern in Nacht und Tod, erliegend der Macht ihrer Feinde, und nur die Seherin ahnt, daß, wenn all dies Grauen vorüber, die Erde auftauchen wird zum andern

Male und wieder grünen und in des Siegesgotts Himmel Hödur und Baldur versöhnt bei einander wohnen werden. Dazu kommt endlich noch, daß im Süden der Sommer durchaus nicht die angenehmste Jahreszeit ist und die Sonne in ihrer Vollkraft dort für den Menschen eher schädliche als heilsame Wirkungen hat. Der Sonnengott ist daher in den eigenen Sagen der Südvölker meist eine verderbliche, den Menschen feindliche Macht: die traulichen Vorstellungen, die sich für uns mit unserer Frau Sonne, der lieben Sonne, verbinden, finden dort keinen Boden. Weisen also Inhalt und Bedeutung der Sonnensage auf ein nordisches Ursprungsland hin, so ist es von großer Bedeutung, daß wir im Homer zwei Stellen haben, aus denen hervorgeht, daß man zu des Dichters Zeiten in Griechenland sogar noch eine Kunde von den Eigenthümlichkeiten des Sonnenlaufs im Norden besaß. Homer kennt die Erscheinung der sogenannten Mitternachsonne und der monatelangen Nacht. Auf seiner Irrfahrt gelangt Odysseus in das Land der Kikonen, die nicht Männern von Ansehn gleichen, sondern Giganten, und deren Königspaar mit den Häuptern eines Gebirges verglichen wird. Dort ist es,

wo dem Hirten
Ruft eintreibend der Hirt und jener austreibend ihn höret,
Und wo ein schlafloser Mann zwiefältigen Lohn sich erwürbe,
Diesen als Rinderhirt und jenen als Hüter des Wollviehs.

Es ist dies der poetische Ausdruck der kindlichen Vorstellung, daß der vierundzwanzigstündige, von keiner Nacht unterbrochene Tag zu zwei Arbeitsschichten, wie wir sagen, ausgenützt werden könnte. Die zweite Stelle handelt von der nordischen Nacht und die starke Uebertreibung der Schilderung beweist ebenfalls, daß der Dichter uns eine uralte, von ihm nicht mehr verstandene Kunde mittheilt:

Allda (nämlich am Ende des Okeanosstromes, also am äußersten Rande der Welt) liegt das Land der kimmerischen Männer,
Ganz von Nebel umwölkt und Finsternis, nimmer auf jene
Schauet Helios her mit leuchtenden Sonnenstrahlen;
Nicht, wenn empor er steigt zur Bahn des sternigen Himmels,
Noch, wenn wieder zur Erd' er hinab vom Himmel sich wendet;
Grausige Nacht umfängt ringsum die elenden Menschen.

Und wie ein Gegenstück zu diesen Versen muthen uns die zahlreichen vom Volke noch heut so genannten Trojaburgen Skandinaviens und Englands an, Steinsetzungen von eigenthümlich spiralförmigem Aufbau, genau wie ihn auf antiken Denkmälern die Darstellung des Labyrinths zeigt. Diese Trojaburgen wurden beim Frühlingsfeste in einem Reigentanz durchzogen, dessen Windungen sich den Wanderungen der Sonne am

Himmel vergleichen und der also die Befreiung der Göttin aus ihrem Gefängniß darstellt.

Es kann heute nicht meine Aufgabe sein, meine verehrten Zuhörer mit den weitläufigen und schwierigen Einzelheiten der neuen Theorie zu befassen. Geführt ist der versprochene Nachweis einer den Germanen und Hellenen gemeinschaftlichen Sage und ich habe versucht, Ihnen auch die höhere Bedeutung dieser Gemeinschaftlichkeit darzulegen. Damit sind wir in den Bann einer anderen Frage getreten, die sich nicht allein mit den Mitteln der vergleichenden Sagenforschung beantworten läßt, der Frage, unter welchem Himmelsstrich unser Geschlecht seinen Ursprung genommen hat, in welchem Lande zuerst die Vorstellungen erwuchsen, aus denen im Laufe der Jahrtausende sich Alles das herausbildete, was wir mit Stolz unseren geistigen Besitz nennen. Einst suchte man, ausgehend von einigen biblischen Namen, diese Urheimath in Mesopotamien, der weiten Ebene zwischen den Riesenströmen Euphrat und Tigris. Später, als deutsche Gelehrte uns die heilige Weisheit der Inder erschlossen und auch dort sich zahlreiche Anklänge an unsere Sagen ergaben, glaubte man die Wiege der Völker am Nordabhang des Himalaya gefunden zu haben und nannte die nach Sprache und Glaubensvorstellungen verwandten Stämme Indogermanen oder Arier, ein Name, der im Sanskrit die Adligen oder Herren bedeutet. Auch diese Ansicht begegnete bald lebhaftem Widerspruch und die Meinungen, welche Völker denn nun eigentlich zu diesen Ariern zu rechnen seien, gingen vielfach auseinander. Jetzt wieder wird mit guten Gründen behauptet, daß die Träger der Kultur vom Norden ausgegangen sind, wo noch heut die weiße Hautfarbe, die blauen Augen und das blonde Haar daheim sind, jene Merkmale, die in den Ursagen aller Völker bis fernerhin zu den Azteken und Peruanern den Bringern der Gesittung beigelegt werden.

So hat uns denn unsere Betrachtung ein gar weites Stück Weges mit einander geführt: von der hohen Feste am blauen Hellespont ausgehend gelangten wir zu einem Ausblick auf eines der erhabensten Probleme, die dem grübelnden Menschenwitz gestellt sind. War diese Wanderung zu einem mehr wissenschaftlichen Zweck unternommen, so durften wir uns doch wenigstens im Vorübergehen an den ewig schönen Blüthen einer Dichtkunst erfreuen:

> Die mit dem lebenden Wort horchende Völker entzückt,
> Die vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menschen gesungen
> Und getragen den Geist hoch auf den Flügeln des Lieds.

Und da mögen wir, am Ziele angelangt, wohl mit Fug in die treuherzigen Worte einstimmen, mit denen ein skandinavisches

Heldenbuch des Mittelalters den Werth und den Reiz der Beschäftigung mit der Sage rühmt: „Dazu aber sind Sagen nützlich, daß Jemand sich manche Stunde damit ergötzen mag. Und die meisten anderen Arten von Zeitvertreib sind mit Arbeit verknüpft, andere mit großen Unkosten, andere werden nur in Gesellschaft vollbracht, andere sind nur mit Wenigen zu genießen und dauern kurze Zeit und noch andere sind mit Lebensgefahr verbunden. Hingegen der Sagen und Lieder Ergötzlichkeit ist weder kostspielig noch lebensgefährlich, und mag auch Einer Viele ergötzen, so ihm zuhören, auch kann man diese Unterhaltung mit Wenigen haben, wenn man will, und sie ist gleich bereit, es sei Tag oder Nacht, licht oder dunkel." Wir aber, die wir deutschen Blutes und deutschen Sinnes sind, mögen an den Sagen, die uns am heutigen Abend gemeinsam beschäftigt haben, noch besondere Freude empfinden. Sind wirklich Germanen die Träger der Urkultur gewesen, dann ist es eine Gewähr mehr für die Zukunft unseres Volkes, daß es nicht vergehen wird im Zeitensturme, sondern in selbsteigener Herrlichkeit gedeihen, allezeit werth des Ruhmes, den ihm einst Walter von der Vogelweide spendete:

Züchtig ist der deutsche Mann,
Deutsche Frau'n sind engelschön und rein.
Thöricht, wer sie schelten kann,
Anders wahrlich mag es niemals sein!
Zucht und reine Minne,
Wer die sucht und liebt,
Komm' in unser Land, wo es es noch beide giebt!

Das Fortleben der alten deutschen Götter.

Da ihr noch die schöne Welt regiertet,
An der Freude leichtem Gängelband
Glücklichere Menschenalter führtet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland!
Ach! da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia!

So hebt unser Schiller in den „Göttern Griechenlands" die Klage an um die Entgötterung der Welt, seine Seele ist erfüllt von den Erinnerungen an jenes „Alter der göttlichen Phantasie",

Da sangen die Musen im himmlischen Chor,
Da erhuben sich Göttergebilde.

Helios, Bakchos, die Tritonia, Dryaden und Oreaden, Syrinx und Philomele, Orpheus und Admet sind ihm liebe holde Bilder, sie beleben ihm die empfindungslose Natur, in ihnen blickt ihm selbst das ernste Schicksal milder „durch den Schleier sanfter Menschlichkeit". Man empfindet beim Lesen der schwungvollen Strophen, wie vertraut, wohl nicht der Seele, aber dem Geiste des Deutschen die versunkene hellenische Herrlichkeit geworden war und wie er unbedingt auf theilnahmsvolles Verständniß seiner Leser rechnen konnte, wenn er sie pries, ihr Entschwinden beklagte. Seitdem ist ein volles Jahrhundert dahingegangen und es hat sich in unseren Anschauungen und Vorstellungen unendlich viel geändert, aber noch immer behauptet die Antike einen überwiegenden Einfluß auf geistigem Gebiet: Apollo und die Musen begrüßen uns in jedem Theater, jede Bildungsanstalt steht unter dem Schutz Pallas Athenens, Amor und Hymen knüpfen noch immer das Band der Liebe und Ehe. Unsere Brunnen schmücken wir mit den Bildern Neptuns und seines Gefolges von Tritonen und Najaden, unbekümmert darum, wen das heutige Geschlecht sich unter dem altgriechischen Herrn der Fluthen vorstellt. In meiner Vaterstadt z. B. grüßen die Bauern den Dreizackschwinger an=

dächtig als St. Nepomuk, während ihn die aufgeklärten Städter kurzweg als „Gabeljürgen“ abthun. Hier in Berlin latinisirt man sogar die gute alte Wendin, die Spreenixe, und setzt ihr als „Sprea“ eine Bildsäule, zu geschweigen von gräulichen Stadtgöttinnen allermodernster Fabrik, deren Namen „Bremensia“, „Wiesbadensia“ u. a. schon einem besseren Sextaner eine Gänsehaut über den Rücken laufen lassen. Ja, die Antike ist noch immer die mächtige Herrscherin in den Gefilden der Künste, trotz des Jahrhunderts der Naturwissenschaften, in dem wir nach verbreiteter Ansicht leben, trotz des Reformgymnasiums und der Beseitigung des lateinischen Aufsatzes! Aber, wird man mir einwerfen, haben wir nicht den Vorhang im Opernhause mit Odhin und den Walküren, haben nicht, von dem Heer der Nachahmer zu schweigen, Scheffel und Dahn, Freytag und Wagner mit ihren aus der deutschen Vorzeit schöpfenden Kunstwerken große Erfolge errungen? Lesen nicht unsere Knaben das Nibelungenlied in der Ursprache und kennen sie nicht das gothische Vaterunser und die Merseburger Zauberformeln auswendig? Und treiben nicht selbst unsere höheren Töchter mit altnordischen Wortungeheuern wie Skaldskaparmal, Hlidskialfr und Tanningniostr löbliche Zungengymnastik? Gewiß! und ich bin wahrlich der Letzte, der den Werth aller dieser Bemühungen, dem heutigen Geschlecht die Ueberlieferungen der Vorzeit vertraut zu machen, verkennt oder sie auch nur einen Augenblick lang ins Lächerliche ziehen möchte. Aber seien wir offen mit einander: ist nicht vieles, was auf diesem Gebiete geschaffen und gearbeitet wird, bloße Modesache? Lesen nicht viele die Ahnen oder den Ekkehard, diese herrlichen Wiederbelebungen altdeutschen Wesens mit denselben Gefühlen und demselben Erfolge, wie sie etwa die Romane der Marlitt, der Werner, der Eschstruth verschlingen? Darum hören wir so oft auch Deutschgesinnte sagen: es ist doch Alles bloß gelehrter Kram, was ihr da in Schule und Kunst treibt, Walhall und die Nibelungen sind unserem Volke so fremd geworden, wie etwa die Chetiter, deren Alterthümer es im Museum halb neugierig, halb gelangweilt anstaunt. Die alten deutschen Götter und Helden sind todt und Niemand vermag sie mehr zum Leben zu erwecken. Lassen Sie uns im Laufe des heutigen Abends einmal prüfen, ob solche Rede Recht hat oder ob doch noch etwas von dem Glauben, dem religiösen Denken und Empfinden unserer heidnischen Ahnen auf uns gekommen ist und in uns fortlebt.

Bei dieser Untersuchung haben wir es nicht so leicht, wie unsere nordischen Vettern, die in den beiden Edden, der Heimskringla und zahlreichen Sagen einen reichen Schatz uralter, oft wenig oder gar nicht überarbeiteter Ueberlieferungen besitzen. In

Deutschland hat, wie erzählt wird, der fromme König Ludwig die auch hier vorhanden gewesenen Sammlungen alter Lieder vernichten lassen: spärlich ist daher die Reihe der Denkmäler, die aus dem Heidenthum selbst auf uns gekommen sind. Der Glaube der Väter versteckte sich vor der zunehmenden Macht der Kirche in allerlei Sitten und Gebräuchen, Märchen und Sagen, die lange Zeit hindurch von den Gebildeten und Gelehrten als bäuerisch bespöttelt und keiner Beachtung gewürdigt wurden. Erst in unserem Jahrhundert ist man, hauptsächlich durch die Bemühungen der Romantiker und der ihrer Schule nahe stehenden Forscher, auf den Werth und die Bedeutung dieser ältesten Denkmäler unseres Volksthums aufmerksam geworden und hat sich mit Eifer daran gemacht, die letzten, versprengten Reste davon zu sammeln. Dieser Eifer ist reichlich belohnt worden: mag auch Vieles im Strome der Zeit unwiederbringlich versunken sein, so ist doch noch ein reicher Hort köstlicher Alterthümer gerettet und Allen, die ihn kennen zu lernen wünschen, zugänglich gemacht worden. Darum werden auch wir heut auf allen Gebieten, die wir mit einander betreten, uns mit einigen Beispielen zur Belegung unserer Behauptungen begnügen, wird doch ein Jeder den Stoff aus Eigenem zu ergänzen in der Lage sein.

Wenn wir mit einer rein äußerlichen Erinnerung beginnen wollen, so finden wir zunächst die Namen unserer alten Götter hauptsächlich an Oertlichkeiten haften, wo der eine oder andere von ihnen ein Heiligthum besaß oder besondere Verehrung genoß. So haben der Odenwald, der Godesberg bei Bonn und die Burg Bodmann am Bodensee in mundartlich verschiedenen Formen den Namen Wodans, des obersten der Götter, die zahlreichen Donnersberge den seines starken Sohnes Donar, der in der Edda Thor heißt, bewahrt, der Schwertgott Tiu oder Hern verräth sich in Duisburg, Heresburg, Hersfeld und den Chernskern, Phole, der deutsche Baldur, in Pholesbrunnen, Polborn und Pfullingen. Heilige Beziehungen enthalten auch die Namen unserer Wochentage: die beiden ersten sind der Sonne und dem Mond geweiht, der dritte enthält, im englischen tiusday deutlicher als im deutschen Dienstag, den Namen des Schwertgottes Tiu, der vierte hat in unserer Schriftsprache seinen heidnischen Namen abgestreift, der dafür im englischen wednesday, Wodanstag, erhalten ist, der fünfte ist der Tag des Donnergottes, der sechste endlich der der Fria, die bei uns die nordische Frigg und Freia vereinigt; nur der Sonnabend geht leer aus. Auch viele Pflanzen und Thiernamen sind altheidnischen Ursprungs. Die Wullegänschen unserer Kinderlieder und der Hollerbusch waren einst der Frau Holda oder Hulda, der als Frau Holle allbekannten

vielnamigen Gemahlin des höchsten Gottes geweiht, das Vergißmeinnicht ist jene blaue Blume, die den Zauberberg öffnet und den thörichten Sterblichen mit ihrem eigenen Namen mahnt, über dem Golde das Beste nicht zu vergessen. Die Martinsgans aber, die man im November, dem Monat der großen Opfer, zu Ehren Wotans schlachtete, der, wie wir noch sehen werden, durch den heiligen Martin ersetzt wurde, leitet uns zu allerlei Speisen über, deren wir uns heut erfreuen, meistens, ohne uns ihre altheilige Bedeutung gegenwärtig zu halten. So die verschiedenen Sorten Osterkuchen und die bunten Ostereier, das sogenannte Martinshorn, dessen Hufeisenform an den Schimmelreiter Wodan erinnert, das zopfförmige Gebäck der Frau Holda, der geschmückte Schweinskopf, in welchem der Julèber Freis in den Schaufenstern unserer Schlächterläden ein prosaisches Dasein fortsetzt. Und wenn der Berliner am Donnerstag Erbsen und Schweinefleisch auf seinem Mittagstisch hat, so denkt er schwerlich daran, daß er den Donnerer an seinem Tage mit dem ihm vor Alters heilig gewesenen Opfermahle feiert, in dem die Erbsen den mit dem Gewitter so häufig verbundenen Hagel bedeuten.

Zahlreich sind heidnische Denkmäler in unsrer Sprache zu finden, freilich sind sie nicht stets ohne Weiteres als solche kenntlich und es bedarf manchmal einiger Bemühung, ihren Sinn zu enträthseln. An die übermüthig lustigen Kleinen unserer Göttersage erinnern die Ausdrücke: wie ein Kobold lachen, Kobold schießen, und die Bergleute nennen Metalle, die ähnlich wie Silber glänzen, Kobalt und Nickel, weil sie glauben, die Geister der Berge foppen sie mit solchem Blendwerk, wenn sie nach edlem Silber graben. Bei einer Hochzeit die bei schönem Wetter vor sich geht, sagen wir: die Braut hat die Katze gut gefüttert, ein Nachklang aus der Zeit, wo die Katze das der Liebesgöttin Freia heilige Thier war. Deutliche Spuren hat insbesondere die heidnische Sage von der Entstehung des Menschengeschlechts in unserer Sprache zurückgelassen. Wie uns die Edda erzählt, wanderten einst drei Götter am Meeresstrande dahin, da fanden sie eine Esche und eine Erle und schufen aus ihnen das erste Menschenpaar, das daher die Namen der Bäume, Askr und Embla, erhielt. So weiß denn auch bei uns ein altes Lied zu erzählen, daß Askaner mit seinen Sachsen ist aus dem Harzwalde gewachsen, wir selbst reden von dem Lande Sachsen, wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen, und brauchen zur Bezeichnung eines Charakters Wendungen wie: aus demselben, aus anderem, aus hartem Holze geschnitten. Bemerkenswerth ist vor Allem der Gebrauch, Gegenständen der Natur, die einst göttlich waren oder für die wir eine besondere Ehrfurcht oder

Zuneigung empfinden, Persönlichkeit beizulegen und ihnen den Titel Herr oder Frau zu geben. Das häufigste Beispiel sind der Herr Mond und die Frau Sonne nicht nur in zahllosen Volksliedern sondern auch in kunstmäßiger Dichtung. Echt volksthümlich sagt Peter Hebel in dem prächtigen Gedichte vom Habermuß:

Aber nun kämmt sich die Sonne und, ist sie gekämmt und gewaschen,
Tritt mit dem Strickzeug schnell sie hervor dort hinter den Bergen,
Strickt und schauet herab, wie eine freundliche Mutter
Nach den Kinderchen sieht und lächelt freundlich dem Keimchen.

Die Vorstellung der Sonne als Frau ist um so bemerkenswerther, als in der eddischen Mythologie sich nur noch vereinzelte Spuren von der Verehrung einer Sonnengöttin finden, die schon sehr frühe durch den in Asgard eingewanderten Wanengott Freyr ersetzt worden ist. Auch Frau Welt und Frau Minne, Frau Nachtigall und Herr Hahn, Herr Winter und Herr Wind sind hierher zu stellen und Wilhelm Wackernagel weiß sogar vom Junker Durst eine fröhliche Mär zu erzählen. Schon in das Gebiet der Sage und des Märchens greifen die Vorstellungen und Bezeichnungen über, unter denen wir den Tod personifiziren. Der schöne Knabe mit der gesenkten Fackel, wie ihn sich die Hellenen dachten, ist niemals bei uns recht heimisch geworden: er war den Deutschen wohl etwas zu rührselig. Sie fanden sich mit der bitteren Nothwendigkeit des Sterbens in ihrer Weise ernst und schlicht ab, das Grauen nicht verhüllend und doch auch hier einen Lichtblick der Gemüthlichkeit nicht ganz verschmähend. Ihnen erschien der furchtbare Diener des Ewigen als der Freund Hain, der auch wohl einmal mit sich reden läßt, ein Gläschen Wein und ein Gericht Birnen nicht ausschlägt, ja wohl gar im vollen Gegensatz zu seinem Amt die Gevatterschaft bei einem Neugebornen übernimmt. Er ist aber auch der Schnitter, der Alles hinwegmäht, was heut noch frisch und grün dasteht, und vor dem nach dem Kehrreim des alten Liedes schön Blümelein sich hüten mag, dann wieder der schnellste Reiter, der das Morgenroth überreitet und des Wetters rasches Blitzen. Da man im Alterthum sich zum Bestellen von Botschaften mit Vorliebe der Spielleute als redegewandter Männer bediente, so ist der Spielmann Tod der Bote Gottes, der einen jeden in die Ewigkeit lädt und geleitet. Daraus entstand allmählich die Vorstellung vom Todtentanz, deren eigentliche Sinnwidrigkeit noch jene rührenden Worte ausdrücken, die auf einem alten Bilde im Dom zu Lübeck das Kind zum Tode spricht:

O Dod, wo schall ick dat verstahn?
Ick schall danzen und kann nicht gahn!

Diese Vorstellung des Todes als eines Boten und Spielmannes ist bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben und hat sich sogar zu immer neuen Bildern weiterentwickelt. Aus ihr haben mehrere unserer größten Künstler die Anregung zu Gemälden geschöpft, deren tiefer Wirkung sich wohl niemand entziehen kann: ich nenne nur Holbein, Rethel, Wilhelm von Kaulbach und Spangenberg.

Besonders zahlreich sind natürlich die Spuren des Heidenthums in dem ungeheuren Gebiete des Aberglaubens. Es giebt wohl kaum einen Vorgang im menschlichen Leben, der nicht in irgend einer Beziehung zu den Ueberirdischen stünde. Von jeher suchte man daher bei allem Thun ihren Schutz zu gewinnen, ihre Feindschaft fernzuhalten, und schienen Gebet und Opfer für diesen Zweck nicht ausreichend, so griff man zu Zaubermitteln, von denen man glaubte, daß sie das Gemüth der Menschen und die unbelebte Natur, ja selbst den Willen der Ewigen zwängen. In einem Liede der Edda rühmt sich Allvater Odhin selbst, der Erfinder der Runen, daß er Lieder weiß und starke Stäbe, die keines Menschen Kind kennt: seufzend hat er sie gelernt, aber Hülfe verheißen sie in allen Nöthen und Sorgen. Achtzehn von ihnen werden einzeln aufgeführt: sie dienen in Kampf und Seenoth, wider Krankheit und Feuer, in Liebe und Hader. Diesem Reichthum des Nordens entspricht es, wenn unser einziges aus der Heidenzeit übriggebliebenes Schriftdenkmal zwei solcher Zauberformeln enthält: die eine, sogar im Wortlaut dem sinnverwandten Eddaspruch sich nähernd, löst den Gefangenen aus seinen Banden, die andere heilt das gebrochene Bein eines Rosses. Noch heut laufen in unserem Volk solche Blutsegen um, in denen an die Stelle von Thors Hammer oder, was sonst gerade der starke Stab gewesen sein mag, das Kreuz oder des heiligen Lammes Fahn' getreten ist, noch heut heilen weise Frauen allerlei Gebrechen und Krankheiten, wie den Kropf, die Rose, das Fieber, das Reißen, durch Besprechung, zu geheimnißvollem Thun ihnen oft selbst unverständliche Worte murmelnd. Ebenso verbreitet ist der gleichfalls in der Edda bezeugte Aberglaube des Angangs, der Vorbedeutung, die sich in dem zeigt, was uns begegnet, wenn wir uns zu einem Werke anschicken. Besonders bei den Jägern ist dieser Aberglaube lebendig, die wenig zu treffen fürchten, wenn man ihnen beim Auszuge Glück wünscht oder wenn ihnen eine alte Frau in den Weg kommt. Aber auch unter uns wird mancher, selbst wenn er kein Kriegsheld ist, nicht ganz frei sein von der Anschauung, die eines der Sigurdlieder der Edda in die Verse kleidet:

Da fürchte Gefahr, wenn der Fuß dir strauchelt,
So du zum Kampfe kommst:
Trugdisen stehen dir zur Seite
Und wollen dich verwundet sehn.

Solche Trugdisen, feindlich gesinnte Weiber übernatürlicher Abstammung, sind es auch, die uns den „Hexenschuß“ senden, während wir im „Albdrücken“ das Wirken der bösen Alben oder Elben verspüren und den „Wichtelzopf“ wie es richtig statt des verbreiteten „Weichselzopf“ heißt, den bösen Wichteln oder Zwergen zuschreiben. Ganze Stände sind für den Aberglauben sozusagen prädestinirt: vor Allem die Seeleute und die Bauern, beide auf die Gunst der Elemente angewiesen, die sich weder in Formeln und Exempel bringen noch durch menschliche Klugheit und Stärke zwingen lassen und denen daher wirksam nur durch übernatürliche Mittel beizukommen ist. Am reichsten und auch ursprünglichsten ist der Aberglaube auf dem platten Lande. In manchen Gegenden des Vaterlandes ließen die Landleute noch vor dreißig Jahren bei der Ernte eine Garbe für Wodans Schimmel stehen, dessen Kopf noch heut den Giebelschmuck des sächsischen Bauernhauses bildet und dessen Hufeisen man vielfach auch in den Städten zum Schutz gegen nächtlichen Spuk auf die Schwelle nagelt. Die Müller und die Schmiede wieder gelten als Leute, die mehr können als Brot essen oder das Vaterunser beten; erstere sind Wettermacher, letztere Heilkünstler, und ganz besonders der Scharfrichter ist im Besitz manch geheimer Kunde. Sein Schwert lebt ebenso ein unheimliches Leben, wie manche sagenberühmte Heldenwaffe: in Brentanos Geschichte vom braven Kasperl zuckt klirrend das Richtschwert, wie Schön Annerl in seine Nähe kommt, es verlangt nach dem Blute des ihm einst verfallenden Kindes. Und die Klinge Karls des Großen heißt in der Sage Joyeuse, weil sie frohen Klang gab, wenn sie zu Kampf und Streit gezogen wurde. Wie hier an leblose Gegenstände, so knüpft sich auch an verschiedene Thiere mancherlei Aberglaube, namentlich prophetischer Art. In alten Zeiten, heißt es in der Edda, sangen Aare Weissagung, Adlerinnen künden dem Sigurd die Heimtücke Regins und die Zauberkraft von Fafnirs Blut, sie weisen ihm auch den Weg zum hohen Hindarfelsen, wo die streiterfahrne Maid unterm Helme schläft. Uns sind Schwalbe und Storch, Kuckuck und Rabe Boten des Schicksals in Lust und Leid, und die Lieder, die unsere Kinder dem Maikäfer singen, vom Vater im Kriege und der Mutter im Pommerland, enthalten bis zur Unkenntlichkeit verstümmelte uraltheidnische Vorstellungen.

Der reichste Schatz von Erinnerungen an die vorchristliche Zeit schläft aber in unseren Märchen und Sagen: hier finden wir

unter meist leicht zu lüftender Hülle wieder, was unsere Ahnen von ihren Göttern zu singen und zu sagen wußten.

Als Tacitus Germanien besuchte, um für sein Buch über die Sitten der Deutschen Studien zu machen, da fiel dem durch die Pracht und Fülle der heimischen Tempel und Götterbilder verwöhnten Römer vor Allem auf, daß die Deutschen ihre Götter nicht in Tempeln von Menschenhand gebaut verehrten: sie finden, sagt er, es so wenig der Größe der Himmlischen angemessen, Götter in Mauern zu bannen, als Bilder von ihnen mit menschlichen Zügen zu machen. Haine und Wälder sind ihre Heiligthümer und nur in der Anbetung sehen sie die hehren Wesen, die sie ihre Götter nennen. In dieser Stelle haben wir zugleich das früheste, übrigens auch von anderen Schriftstellern bestätigte Zeugniß für den starken Natursinn des Deutschen, seine Freude an Wald und Berg und Allem, was darin und darauf lebt, denselben Sinn, der auch uns, wenn der Mai ist gekommen und die Bäume schlagen aus, hinaus treibt in die weite, weite Welt. Diese Liebe zur Natur bestimmt auch das Verhalten des Deutschen gegen die andern Geschöpfe. Seinen Hausthieren begegnet er, man kann sagen: mit einer Art von Achtung, und rechnet sie mit zur weiteren Familie: im Katechismus werden Weib, Gesinde und Vieh neben einander gestellt, noch heut ist es in vielen Gegenden Sitte, den Tod des Hausherrn in den Ställen anzusagen, und weit verbreitet ist der Glaube, daß ein treuer Hund mit seinem Herrn stirbt. Nicht geringere Achtung gebührt den Bewohnern des Waldes und allem wilden Gethier: nicht bloß die Fürsten und Vornehmen unter ihnen, als Bär und Wolf, wollen auf gleichem Fuße behandelt sein, sondern auch der dreiste Sperling, das zarte Reh und der scheue Wurm haben ein Recht auf Hilfe in der Noth. So entsteht jenes trauliche Verhältniß zwischen Mensch und Thier, von dem uns die alten Märchen so gut wie die Dichter unserer Tage Kunde geben. Ich erinnere Sie an die zahlreichen Erzählungen von den treuen Thieren, die aus Dankbarkeit ihren Herrn auf seinen Abenteuern begleiten, ihm im Kampfe beistehen und seinen Tod rächen, an die Hindin der heiligen Genovefa, an die Schlange, die Karl den Großen um Schutz anruft. Bei Hebbel will Kriemhild nach Siegfrieds Ermordung mit ihrem Sohne zu den Thieren des Waldes fliehen;

> denn den nackten Menschen,
> Den Ausgestoßenen und Verlassenen,
> Den sein Geschlecht verleugnet und verräth,
> Beschützen sie, uralter Brüderschaft
> Gedenkend aus der Morgenzeit der Welt.

Wohl keiner aber hat diese Seite des deutschen Volkscharakters gemüthvoller geschildert als Fritz Reuter in „Hanne Nüte“, der unübertroffenen „Vagel- un Minschengeschicht“.

Die Liebe des Deutschen zur Natur hat aber auch an der Gestaltung seiner Göttersage schaffend mitgewirkt. Schiller hatte in dem Gedicht, an das wir unsere heutige Betrachtung knüpften, nicht nöthig, Dryaden und Oreaden, Syrinx und Philomele zu bemühen. Ueberall in Deutschland wimmeln Berg und Thal, Wald und Busch, Feld und Bach von Zwergen und Elben, Wichten und Nixen und auch daheim im Hause giebt es gar viele Geistlein, als Heinzelmännchen, Kobolde und, wie sie sonst heißen, die sich gern nützlich machen in Küche und Keller, in Stall und Scheuer, gelegentlich auch mal sich einen derben Spaß erlauben. Durch sie alle aber geht, wie Grimm sagt, ein leiser Grundzug von Unbefriedigung und Trostlosigkeit, sie wissen ihre herrlichen Gaben nicht recht geltend zu machen und bedürfen immer der Anlehnung an die Menschen. Die sinnige Sage kennt auch den Grund dieser Wehmuth: die ewige Seligkeit ist den Elben versagt, obwohl sie sie heiß begehren, und ihr Bund mit den Menschen ist niemals von Dauer und endet oft traurig. Die Melusine muß allwöchentlich einen Tag lang die Gestalt des reizenden Weibes mit der des unholden Wasserwurmes vertauschen und weicht, wie ihr Geheimniß entdeckt wird, von Mann und Kindern, das Volk der Zwerge räumt seine uralten Sitze, vom Klange der Kirchenglocken verscheucht, und der freundliche Nix weint bitterlich, als ihn seine Spielgefährten, die Kinder, bedauern, daß er nicht in den Himmel kommt. Neben diesen den Menschen besonders nahestehenden Wesen leben aber auch die großen Götter in den Märchen fort. Zu den herrlichsten Gesängen der Edda gehören die drei Lieder von Helgi dem Hundingtödter. Als er geboren war, heißt es,

> Nacht in der Burg wars, Nornen kamen,
> Die dem Edeling das Alter bestimmten,
> Sie gaben dem König der Kühnste zu werden,
> Aller Fürsten Edelster zu achten.

Statt der Nornen, der hehren Schicksalsgöttinnen, sind es in unseren Märchen, z. B. dem von Dornröschen, die Feeen, die dem Neugeborenen sein Schicksal bestimmen, Frohes und Trübes je nach Gunst oder Haß der Weissagenden. Aus diesem Glauben schreibt sich auch die Redensart her: es ist Jemandem Etwas nicht an der Wiege gesungen worden, gaben doch die Nornen ihre Sprüche singend. Von Helgi aber wird weiter erzählt, daß er nach einem Leben reich an Siegen und Abenteuern endlich durch Odhins Speer fiel, den der Gott einem seiner Lieblinge geliehen

hatte, daß er damit Vaterrache an Helgi nähme. Sigrun, Helgis Gattin, ergriff wildes Weh um den Erschlagenen.

> Nicht sitz' ich mehr selig zu Sewafiöll,
> Früh noch spät, daß mich freute zu leben,
> Es brech ein Glanz denn aus dem Grabe des Fürsten,
> Wigblär das Roß renne mit ihm daher,
> Das Goldgezäumte, so gern umfing ich ihn!

Und siehe, ihr Wunsch wird erfüllt: in der nächsten Nacht reitet Helgi aus Walhall mit großem Gefolge zu seinem Grabe und entbietet die sehnende Sigrun zu sich; freudig folgt sie dem Rufe. Hören Sie einige Worte aus dem Gespräche von gewaltiger, fast grausiger Schönheit, das die Gatten in dem offenen Todtenhügel führen:

> Nun bin ich so froh, dich wieder zu finden,
> Wie die beutehungrigen Habichte Odhins,
> Wenn sie Leichen wittern und warmes Blut
> Oder feucht vom Thau das Frühroth schauen.
> Nun will ich küssen den todten König,
> Eh' du die blutige Brünne abwirfst;
> Mit Angstschweiß ist, Helgi, dein Haar bedeckt,
> Ganz mit Grabesthau übergossen der König,
> Hände wie Eis hat Högnis Eidam,
> Wie kann ich Hilfe, o Held, dir schaffen?
>
> Du selber, Sigrun von Sewafiöll,
> Du glänzende Sonne im gold'nen Schmuck,
> Bist schuld, daß Helgi von Harmthau trieft:
> Täglich weinest du, Tochter des Südens,
> Eh' zu Bette du gehst, bittere Zähren,
> Als Blut fällt jede auf des Fürsten Brust,
> Kalt wie Eis und kummerschwer.

Dieses Lied von des todten Helgi Heimkehr ist die Wurzel einer ansehnlichen Gruppe von Erzählungen geworden: englische Balladen, deutsche Volkslieder, isländische Märchen wissen davon zu erzählen, wie der Geliebte aus Grab und Tod zur Braut heimkehrt, bald sehnsüchtig von ihr empfangen, bald aber auch mit Grausen zurückgewiesen. Bürgers Leonore ist wohl die späteste Bearbeitung dieses Stoffes: in ihr überwuchert bereits das Gräßliche das Heldenhafte und Rührende. Ebenso kehrt der Zug, daß Odhin einem Helden die siegbringende Waffe leiht, in sehr vielen nordischen Sagen wieder: allbekannt ist durch Richard Wagners Walküre die Erzählung geworden, wie Odhin das Schwert in den Kinderbaum König Wälses stößt, aus dem es dann Siegmund mit übermenschlicher Kraft herausreißt. In unseren Märchen reicht Odhin in der Gestalt des Erdmännleins dem jungen Jäger den Speer, an dem sich der grimme Wildeber aufrennt, Oberon, der nichts anderes ist als ein französisch verlarvter deutscher

Alberich, leiht dem irrenden Ritter das Horn, dessen Klang die Feinde verscheucht, und der Knüppel aus dem Sack ist nur die letzte, sozusagen vergröberte Form dieser Sage. Und wie Odhin seinen Schützling nach verlorener Schlacht in seinen Mantel hüllt und auf seinem windschnellen Rosse hoch über Land und Meer in die Heimath führt, so deckt im deutschen Volksbuch das Zwerglein Eckwald den starken Siegfried, als ihn der Riese niederschlägt, mit der Tarnkappe, das Zauberpferd trägt die Helden der Kreuzzüge aus dem fernen Morgenlande heim, damit sie die Geliebte noch rechtzeitig dem Nebenbuhler abgewinnen, und der Doktor Faust entflieht auf des Teufels Mantel. Und nun noch zum Schluß zwei unserer schönsten Märchen. Nach der Edda sitzt ein altes Riesenweib fern im Osten im Walde und füttert dort mit dem Mark erschlagener Männer zwei Wölfe, der eine verfolgt den Mond, der andere die Sonne und darum eilen diese Gestirne so, wie wenn sie für ihr Leben fürchteten, denn nur so können sie sich retten. Am Tage des großen Kampfes aber, wo sich auf dem Wigridfelde die Götter mit ihren Feinden messen, werden die Wölfe ihre Beute einholen und verschlingen, freilich nicht, um sie dauernd zu vernichten, denn bei der Erneuerung der Welt glänzt auch eine neue Sonne am Himmel. Dieser Vorgang, der sich gleichsam vorbildlich in der Sonnenfinsterniß abspiegelt, ist der tiefere Sinn unseres Märchens vom Rothkäppchen: nach uralter Vorstellung erscheint hier die Sonne weiblich, der glänzende Kopfputz der Jungfrau versinnbildlicht ihr strahlendes Licht und der Jäger ist der befreiende Gott, der den Bedränger der Sonne erlegt. Auch der Brünhildensage, deren Bedeutung wir im vorigen Jahre mit einander betrachteten, liegt die Befreiung der Sonnengöttin aus der Gewalt ihrer Feinde, hier der Winterriesen, zu Grunde: das entsprechende deutsche Märchen ist das vom Dornröschen. Im Todtenlande weilt die Göttin als Gefangene, die Lohe des mit Dornen umrankten Scheiterhaufens scheidet sie von den Lebenden. Mit einem Kusse weckt die Schläferin der befreiende Frühlingsgott, wie noch Logau den Mai einen Kuß nennt, den der Frühling giebt der Erde. Wie mächtig übrigens gerade diese Sage, ihrer jahreszeitlichen Bedeutung entkleidet und ins rein Menschliche übersetzt, durch die Tragik der schweren seelischen Konflikte zwischen den vier Betheiligten, Brünhild und Krimhild, Siegfried und Gunther, noch heut auf ein deutsches Gemüth wirkt, mögen Sie an den Dichtungen Gustav Freytags sehen: fast in jeder von ihnen schürzt der Streit zweier Helden um ein Weib, zweier Frauen um einen Mann den tragischen Knoten.

Bisher haben wir uns mit Ueberresten alten Glaubens be-

faßt, die uns gewissermaßen nur mehr äußerlich anhaften, obgleich manche dieser abergläubischen Vorstellungen, manches dieser Märchen noch tief in unserm Gemüth wurzeln mag. Es sind mehr Erinnerungen, wie sie wohl jedes geistig hochstehende Volk aus seiner Kindheitszeit bewahrt, wenn auch vielleicht nicht in solcher Kraft und Fülle, wie das deutsche. Aber unser Thema besagt mehr als dies: es behauptet ein Fortleben der alten heidnischen Götter und, wenn dieser Ausdruck auch natürlich nur in übertragenem Sinne gebraucht und beileibe nicht so gemeint ist, als sollte behauptet werden, es bete noch heute Jemand zu Wodan, Donar und Zin, so legt das Thema uns doch den Nachweis auf, daß der heidnische Glaube auf die Entstehung unserer heutigen Anschauungen einen maßgebenden, noch gegenwärtig wahrnehmbaren Einfluß ausgeübt hat. Zur Führung dieses Nachweises müssen wir uns zunächst einmal in die Zeit zurückversetzen, wo das Christenthum in den wilden treuen Barbarenseelen der Deutschen, wie sie einmal genannt werden, seinen Einzug hielt.

Bekanntlich haben die Germanen sich im Allgemeinen sehr empfänglich für den neuen Glauben gezeigt und gern und willig den fremden Lehrern gelauscht. Bezeichnend sind einige Fälle des Widerstandes auch solche aus später Zeit. Der Friese Radbod stand schon im Taufwasser, da fragte er den Priester, wo denn seine Ahnen und die Helden der Vorzeit hingekommen seien, und als er die Antwort erhielt, ungetauft seien sie zur Hölle gefahren, da sprang er aus dem Bache und wählte den Tod im Verzweiflungskampf, um sich nicht von seinen Vätern zu scheiden. Andre Helden mochten die Reize und Freuden der Erde auch nach dem Tode nicht missen und zweifelten, ob sie sie im Christenhimmel wiederfinden würden. Ein Thüringischer Edelherr des 13. Jahrhunderts ließ es deßhalb unentschieden, welchen Fuß er zurückziehen würde, wenn er mit dem einen im Paradiese, mit dem andern aber auf der Wartburg stände: ihn entzückte das liebliche Bild, daß sich dort dem Auge bietet. Der deutsche Hackelberg und der Dänenkönig Waldemar wollten in alle Ewigkeit der Jagdlust fröhnen und einen Himmel ohne Minne verschmähte ebenso jener Troubadour in Uhlands Sängerliebe, wie Bürgers Lenore nur bei ihrem Wilhelm Seligkeit und ohne Wilhelm Hölle fand. Den Germanen aber wurde das Christenthum deßhalb so rasch vertraut, weil es sich in vielen Stücken mit ihren eigenen heiligen Ueberlieferungen berührte. Auch ihnen war der höchste Gott ein Vater, dem eine gütige Mutter zur Seite stand. Alles, was das Leben schmückte und werth machte, kam von diesem Paare: Krieg und Waffen lehrte Wodan, Spinnen

und Weben Frau Holda. Sie nahmen auch die Todten wieder bei sich auf: in Walhalls Waffensaal die Männer, die den Speertod gestorben waren, auf blumiger Au die bewährten Frauen; so war das Sterben nur ein Heimgang. Auch einen lichten Gott kannten sie: Baldur, aller Wesen reinstes und bestes, dem Neid und Hinterlist verrätherisch den Tod bereitet hatten; er war das hehre Muster aller Tugend der Seele. So kam es denn, wie der Dichter von Dreizehnlinden singt, daß manchem Flachskopf dünkten

Gotteswort und Heldenmären,
Weißer Christ und weißer Balder,
Lichte Engel, lichte Elben,
Jüngerschaft und Heerbannstreue
Ganz dasselbe, ganz dieselben.

Es ist ein beredtes Zeugniß für die Missionsgeschicklichkeit der alten Kirche, daß und wie sie sich diese Anschauung zu Nutze zu machen verstand. Mit Vorliebe schuf sie Altar und Taufstein aus Heiligthümern der Götzen, brachte deren Bilder an der Kirchenmauer an und errichtete ihre Tempel an solchen Stätten, die von Alters her der Gottesverehrung gedient hatten. Alles dies nicht nur zu dem Zwecke, ihren Sieg über den alten Glauben recht augenfällig zu machen, sondern auch namentlich, um die geheime Neigung, die noch in manchem Getauften leben mochte, auf sich hinüberzuleiten. Aus dem gleichen Grunde paßte sie ihre Feste den im Lande bereits vorhandenen an. Daher ist das Weihnachtsfest als allgemeines Freudenfest bis in die neueste Zeit Sondergut der Germanen gewesen: es war ihr Fest der Wintersonnenwende, auf welches die Kirche die Feier der Geburt des Herrn verlegte, und das Christkind, das in dieser Zeit mit dem heiligen Niklas oder dem Knecht Ruprecht umherzieht, ist offenbar ebensowenig christlichen Ursprungs, wie etwa die Gebräuche, mit denen wir zu Ostern und Pfingsten die Niederlage des Winters und den Sieg des Frühlings feiern. Ja, das Wort Carneval ist nichts anderes als carrus navalis, der lateinische Name des über Land und Meer fahrenden Schiffes, in dem die Erdgöttin im Frühjahr ihren heiligen Umzug hielt. Die Kirche bestritt auch gar nicht einmal das Dasein der alten Götter, sie lehrte sie nur als unholde, dem ewigen Heil des Menschen gefährliche Dämonen fürchten und verlangte daher von dem Täufling das Gelübde: er wolle entsagen diabolä end allem diabolä werkum end wordum, Thuner ende Wodan ende Saxnote ende allem them unholdum, the hiro genotas sint. So ihres Anhanges beraubt, wichen die Götter in das Innere der Berge zurück: im hessischen Odenberg, im Untersberg bei Salzburg, im

Kyffhäuser sitzen sie. Bald ist es Wodan, begleitet von seinen Raben, die den Berg umflattern, bald der rothbärtige Donnerer, im Hörselberg haust Frau Holda. Zu gewissen, einst heiligen Zeiten, namentlich in den zwölf Nächten zwischen Weihnachten und Dreikönigstag, gehen sie aus ihrem Ruhesitz heraus und durchziehn wie vordem das Land; dann sagen die Landleute: das wilde Heer zieht, oder: der Wode jagt. Aus den bergentrückten Göttern wurden im Laufe der Zeit Helden, jene Lieblingshelden des Volkes, an deren Tod es nicht glauben mag und von deren einstiger Wiederkehr es Hülfe aus aller Noth hofft. So leben Karl der Große und Friedrich der Hohenstaufe in ihren Bergen fort, bis die Zeit erfüllet ist; dann wird der Kaiser gewappnet aus Licht des Tages treten und in gewaltiger Schlacht den Feind des Reiches besiegen:

Dann wird ein Blutbad sein,
Wie keinem noch verliehen die Sonne ihren Schein,
Da rinnen rothe Ströme den Wiesenrain entlang,
Da wird der Sieg den Guten, den Bösen Untergang.

Das Christenthum begnügte sich aber nicht mit der allmälichen Verdrängung der Götter in Sagen und Märchen, sondern stattete auch sich selbst und die Gestalten seiner heiligen Offenbarungen mit den vorgefundenen Vorstellungen aus. Am reichsten bedacht wurde der Teufel: als Feind des Christenthums hatte er gewissermaßen ein natürliches Erbrecht an dem Nachlaß des Heidenthums. Zunächst wurde auf ihn als den Herrn der Feuerhölle eine Reihe von Zügen aus dem Wesen des Feuer- und des Gewittergottes übertragen. So weisen Redensarten wie „rother Bart ist Teufels Art", „hol dich der Fuchs" statt „hol dich der Teufel" auf den rothbärtigen Donnergott, in Wendungen wie „wo bringt dich der Teufel her" birgt sich ebenso wie in der Mahnung, den Teufel nicht an die Wand zu malen, die Vorstellung von der Schnelligkeit und dem unvermutheten Einschlagen des Blitzes, und in dem Ausdruck „der Teufel ist los" begegnet sich die Sage von Lokis Fesselung mit den letzten Gesichten der Apokalypse. Da der Teufel in der heiligen Schrift vielfach als Riese vorgestellt wird, so übernahm er auch einiges von den deutschen Riesen, obwohl diese meist gutmüthigen und nicht besonders schlauen Wesen himmelweit von dem arglistigen Verderber der Seelen verschieden sind. Von hier schreiben sich insbesondere die sehr zahlreichen Märchen, in denen der Teufel eine Kirche, eine Brücke, ein Rathhaus baut oder auch bloß einem Einzelnen aus einer Verlegenheit hilft und regelmäßig um die als Lohn bedungene Seele betrogen, obendrein wohl noch als armer oder dummer Teufel verspottet wird. Alles dies Nach-

klänge der uralten Sage von dem Riesen, der den Göttern die Burg baut, durch Lokis List aber um den verheißenen Preis, die holde Freia, geprellt wird. Hier ist auch der Ursprung von des Teufels Großmutter zu finden, die, im Gegensatz zu ihrem Enkelsohn, zuweilen freundlich gesinnt, dem Menschen behülflich ist, den Argen zu überlisten: es ist die alte Riesin, die Thor auf seiner abenteuerreichen Fahrt zu Hymir lehrt, wie er im Wettkampf siegen und den unzerbrechlichen Kelch des Riesen zertrümmern mag. Zur Verchristlichung anderer heidnischer Vorstellungen schuf die Kirche endlich sogar eine große Anzahl neuer Heiliger: so St. Martin als Ersatzmann des Schimmelreiters und Mantelträgers Wodan und St. Georg an Stelle des Drachentödters Siegfried, St. Gertrud ist noch an ihrem altheidnischen Namen, der Speerlieb bedeutet, als die oberste der Walküren kenntlich. Es ist ein vielgebrauchtes Wort, daß der Mensch sich seine Götter nach seinem Bilde schafft, indem er ihnen seine Eigenschaften und Vorzüge, die er besonders hochschätzt und anstrebt, beilegt. So haben auch die alten Deutschen gethan und, da ihnen die Wanderlust im Blute steckte, so mußten auch ihre Götter wandernd die Welt durchziehen. Es ist dies eine von der Göttersage mit Vorliebe gepflegte Vorstellung, namentlich Odhin und Thor streifen rastlos umher, ihre Abenteuer auf diesen Zügen bilden ein Lieblingsthema der Skalden. Die christlichen Gegenstücke sind jene bis auf unsere Tage reichenden Legenden, Märchen und Volkslieder, in denen bald Gottvater selbst, bald der Heiland und seine Apostel, bald die Jungfrau Maria und andere Heilige auf Erden wandeln, zuweilen nur, um sich wie Menschen der Welt und ihrer Schönheit zu freuen und Wald und Feld zu segnen, meist aber zu dem Zweck, das Thun und Treiben der Erdenkinder in der Nähe zu beobachten, den Guten zu Hülfe, den Bösen aber, wo nicht zur Strafe, so doch zu heilsamer Warnung. Zu den jüngsten und verbreitetsten Stücken dieser Reihe gehören Göthes Legende vom Hufeisen:

Als noch verkannt und sehr gering
Unser Herr auf der Erde ging

und das durch Franz Abts Musik so beliebt gewordene, innige Gedicht von Lebrecht Dreves: „Frühmorgens, wenn die Hähne krähn", nach welchem „leise nach seiner Weise der liebe Gott geht durch den Wald".

Eine besonders eigenthümliche religiöse Auffassung aber bildeten sich die Germanen in Bezug auf das Verhältniß zum Heiland und das ewige Leben. Es wollte den trotzigen Recken nicht recht zu Gemüthe, daß der große Herr der Welt und Himmelskönig in seinem Erdenwandel ein armer Zimmermann,

ein bescheidener Lehrer gewesen sein sollte, ohnmächtig in die Gewalt seiner Feinde gegeben, und anders, als die Schrift bezeugt, erschien ihnen darum seine Gestalt und sein irdisches Loos. Bekannt ist, wie Chlodwig, der wilde Frankenkönig, den heiligen Remigius, der ihm von Christi Gefangennehmung erzählte, mit dem schlachtenfrohen Ausruf unterbrach: „Wäre ich mit meinem Franken dabei gewesen, es wäre anders gekommen!" Wenn wir den Heliand aufschlagen, jenes rührend schöne Epos eines neubekehrten Sachsen aus dem 9. Jahrhundert, dem nach Simrocks treffendem Wort gelungen war, was Klopstock wollte und nicht vermochte, so finden wir durchweg den Erlöser als einen Gefolgsherrn von edelster Abkunft aufgefaßt, dem seine Jünger als treue Mannen folgen: er ist der starke Held, in allem Volk der Vornehmste, sie die streitbaren Degen, die die Menge von ihm abwehren und ihm in Noth und Tod die Treue zu halten schuldig sind. Vernehmen Sie die Antwort des Simon Petrus auf die Ankündigung des Herrn, daß sie ihn alle verrathen werden:

Wenn die Helden dich alle,
Die Leute dich verlassen, doch will ich lebenslang
In allen Drangsalen mit dir dulden — — —
Wenn sie vom Leben dich
Mit des Schwertes Schlägen zu scheiden gedenken,
Mein Fürst, mein guter, ich gebe mein Leben
Für dich im Waffenspiel. Ich würdige nicht
Zu weichen vor irgend etwas, dieweil mir währt
Herz und Handkraft.

So ist es gekommen, daß auch wir noch den Heiland in Kirchenliedern wie: „Mir nach! spricht Christus unser Held" und und „Auf, Christenmensch, auf, auf zum Streit" als großen Kriegs- und Siegeshelden feiern und den lauen Christen schelten als einen bösen Knecht, der still mag stehn, wenn er den Feldherrn sieht angehn. Und immer wieder betonen diese Lieder, genau entsprechend den eben gehörten Worten des Simon Petrus, die persönliche Verpflichtung des Einzelnen zur Treue gegen den Herrn, jenes wunderbare Gefühl, das Hardenberg-Novalis in dem Gelübde ausspricht: „Wenn Alle untreu werden, so bleib' ich Dir doch treu!" Echt deutsch ist weiter der in diesen und anderen Liedern vielfach wiederkehrende Gedanke an die Belohnung, die der treue Christ für sich erwartet. Der Gefolgsherr hatte die Pflicht, wollte er anders ein milder, d. h. ein freigebiger, Herr heißen, für seine Mannen zu sorgen, insbesondere jedem einen Platz auf der Methbank in seiner Halle einzuräumen. Nimmt doch auch Wodan die Seelen der Gefallenen zu sich in seine Burg Walhall, wo sie das Idealleben eines Recken fortsetzen: tagsüber fechten, abends zechen und schmausen sie und am letzten

Tage werden sie den Götter beistehn im Kampfe gegen die Feuerriesen aus Muspelheim. Während nun die Bibel von einer hochgebauten Stadt der Seligen weiß, die mit immergrünen Palmen und goldenen Kronen für ihre Treue gelohnt werden, rühmen in Deutschland geistliche und weltliche Lieder den hehren Freudensaal Gottes, wo die Seligen Wonne ohne Ende genießen sollen. Daß man sich diese Wonne recht sinnlich, um nicht zu sagen: heidnisch, vorstellte, beweist jener Grabstein in der Kirche zu Dobberan, wo der biedere mecklenburgische Edelmann mit den derben, aber durchaus ernst gemeinten Worten den Teufel anherrscht:

> Wat geiht di Düwel min Supen an?
> Ick sup mit min Herrn Jesu Christ,
> Wenn du Düwel ewig dösten mößt.

Aber noch Ludwig Uhland singt:

> Einst öffnet jedem Guten sich
> Dein hoher Freudensaal,
> Dann komm' auch ich im Feierkleid
> Und setze mich zum Mahl.

So durchzieht den christlichen Glauben an ein ewiges Leben noch ein letzter vergeistigter Nachklang der Herrlichkeit Walhalls. War diese Herrlichkeit vorwiegend eine kriegerische, vorbehalten den Helden, die durch eine Todeswunde sich würdig erwiesen, in die Schaar der Einherier aufgenommen zu werden, so konnte auch das Christenthum nicht anders, als sich die Sage vom letzten Kampfe anzueignen, gleichsam zum Zweck einer letzten höchsten Bethätigung jenes Treuverhältnisses, in dem der Christ zu seinem himmlischen Gefolgsherrn stand. So bildeten sich neben jener vorhin erwähnten Volksmär von der Wiederkehr des bergentrückten Kaisers Legenden, in denen sich die Gesichte der Propheten und die Bilder der Apokalypse wunderlich mit den Weissagungen der Wala mischen. Der Teufel, als der Altfeind, und der Antichrist streiten mit dem höllischen Heer gegen die Schaaren der Seligen unter Führung des Propheten Elias und des Erzengels Michael, den sich die kampfesfrohen Deutschen zum besonderen Schutzheiligen erkoren und als deutschen Michel in ihr Reichspanier gesetzt hatten. Darum sagen wir von einem verstorbenen Krieger: „er ist zur großen Armee versammelt worden", und es durften sich deutsche Helden noch immer eines besonders ehrenvollen Empfanges im Jenseits getrösten. So singt Schenkendorf von Scharnhorst:

> Aus dem irdischen Getümmel
> Haben Engel in den Himmel
> Seine Seele sanft geführt.
> Zu dem alten deutschen Rathe,
> Den im ritterlichen Staate
> Ewig Kaiser Karl regiert.

Und vom Feldmarschall Vorwärts erzählt uns Rückert, wie im Himmel sich der alte Fritz erhebt, dem Nahenden entgegen zu gehen, der aber schreitet mit gesenktem Degen grüßend an ihm vorüber zu der Königin der Frauen, der preußischen Luise: ihr bringt er Bericht und Grüße ihres Gatten, dann aber, heißt es, trat er dienstbereit zu seines Königs Ahnen. Und als unser großer erster Kaiser von dieser Erde schied, sah man verschiedene Bilder die seinen Einzug im Himmel darstellen: da waren keine Engel mit Harfen und Posaunen, keine bleichen Märtyrer und psalmensingenden Seligen, da standen die Recken unseres Volkes von den Tagen der Urzeit her vereint bereit, den Helden heldenhaft zu empfangen, voran seine eigenen ritterlichen Ahnen und sie „die einst das Unglück mit der Grazie Tritt auf jungen Schultern herrlich hat getragen." Wo gäbe es schöneres Zeugniß, daß der Heldensinn, der einst den Glauben unserer Vorfahren veredelnd durchdrang, auch in der Religion des Kreuzes noch mächtig fortlebt?!

Nur noch auf einem, dem religiösen allerdings eng verwandten Gebiet dürfen wir nach diesem den Spuren unserer Väter nachgehen, indem wir noch einmal an ein Wort des Tacitus anknüpfen. Er sagt von den deutschen Frauen: „man schreibt ihnen eine gewisse Heiligkeit und prophetische Gabe zu und läßt ihre Rathschläge nicht unbeachtet, überhört ihre Weissagungen nicht." Auch ihnen wohnte ein heldenhafter Sinn inne: mehr als eine verlorene Schlacht stellten sie, indem sie sich den Fliehenden entgegenwarfen, und sie griffen wohl selbst zu den Waffen, wenn die Männer erschlagen oder des Fechtens müde waren. Auf den raudischen Feldern mußten die Römer, als die Cimbern gefallen waren, noch stundenlang die Wagenburg stürmen, die die Frauen besetzt hielten und bis zum Tode vertheidigten. Ihre Verklärung aber fand solche Frauenschaft in Walhall: in den Nornen, den hohen Verkünderinnen alles Schicksals, den Walküren, den streitfrohen Schildmädchen Wodans, in der obersten Göttin, die nicht nur den friedlichen Haushalt der Irdischen überwacht, sondern auch den Sieg zu verleihen weiß und die Hälfte der in der Schlacht gefallenen Helden für sich beansprucht. Keinen dieser Züge hat das Christenthum ausgelöscht, es hat sie alle aufgenommen und durchdrungen und mit ihrer Hülfe die Stellung des Weibes in der menschlichen Gemeinschaft und die Ehe geläutert und verklärt. Wohl hatte das Evangelium die jüdische Auffassung von der Ehe vertieft, aber die ersten Lehrer der Christenheit standen theils in asketischer Gesinnung, theils unter dem Einfluß der orientalischen Anschauung dem Weibe abhold, mindestens gleichgültig gegenüber und achteten die irdische Liebe

gering. Als nun die Deutschen in die Kirche aufgenommen waren, da fanden sie in der Gottesmutter eine heilige Persönlichkeit, in der sie Alles das, was ihnen am Weibe hehr und göttlich erschien, weiter verehren durften. Auf sie übertrugen sie darum alle Eigenschaften ihrer höchsten Göttin: auch Maria hilft in Märchen und Legenden den Menschen die kleinen Sorgen des täglichen Lebens tragen, Mutterglück und Mutterschmerz sind ihr besonders vertraut und angelegen, aber auch den Rittern, die sich ihr geloben, stärkt sie den Arm und als Stern des Meeres geleitet sie die Schiffer über See. Aller Reiz der Natur, die holdesten Blumen, die zierlichsten Käfer, der lieblichste Wein, trägt von ihr den Namen, ja selbst die zartesten Regungen des menschlichen Herzens gehören ihr:

Ich bin dein und du bist mein,
Deß sollt du gewiß sein,
Du bist beschlossen in meinem Herzen,
Verloren ist das Schlüsselein, nun mußt du ewig drinnen sein

singt ihr, nicht der irdischen Geliebten, Werner von Tegernsee und noch Jahrhunderte später entstehen ähnliche Lieder, die den Liebreiz ihrer Erscheinung im Stile des hohen Liedes Salomonis preisen, ja ihr sogar den Bogen Amors in die Hand geben. Ward so die Jungfrau Maria das göttliche Idealbild des germanischen Weibes, so ging diesem selbst auch im neuen Glauben seine heidnische Heiligkeit nicht ganz verloren. Noch heut wendet sich, wer die Zukunft erfahren will, an eine weise Frau, eine Wahrsagerin oder Kartenlegerin: traurige Nachfolgerinnen der Wala! Die Walküren aber leben fort in unseren Schutzengeln, und es ist ein verbreiteter Glaube, daß, wer seinen Engel sieht, sterben muß, wie einst todgeweihtem Manne die Walküre erschien. Gerade die Walkürensage haben alte und neue Dichter zu lieblichen und rührenden Erzählungen ausgesponnen: die Geliebte ist es, die dem Helden die Waffen weiht, indem sie sie ihm beim Abschied überreicht, ihrer erinnert er sich im Streite, wie es in dem alten Liede heißt:

Man soll vor erste an got gedenken in der not,
Darnach gedenke an die süzen mündel rot
Und an ir edeln minne, diu verjagt den tot,

und dieser Gedanke giebt ihm neue Kraft

so daz er unzagehaft
Sine sterke widergewan
Und vaht als ein gernowet man.

Und gehts ans Sterben, da neigt sich wohl das Bild der Geliebten über ihn und ihr Kuß löst die bangende Seele aus den Fesseln des Leibes. Das Ewig-Weibliche zieht ihn hinan und

. . roben den Kranz des Siegers nach den Worten Egmonts: „Die göttliche Freiheit, von meiner Geliebten borgte sie die Gestalt; das reizende Mädchen kleidete sich in der Freundin himmlisches Gewand. In einem ersten Augenblick erscheinen sie vereinigt, ernster als lieblich.“ —

So haben wir mit einander die Spuren des Glaubens unserer Ahnen verfolgt in Sprache und Sitte und Aberglaube, in Sage, Märchen und Legende und wir haben sein Nachwirken verspürt in den höchsten und heiligsten Empfindungen unseres eigenen Herzens. Die alten Götter leben also noch und wohl uns, daß dem so ist: sie sind die heiligen, die starken Hüter deutschen Volksthums. Fünfundzwanzig Jahre sind es jetzt her, da glaubten wir einmal wieder, die alten Prophezeiungen wollten wahr werden, der Kaiser werde aus seinem Berge hervorschreiten, den Erbfeind schlagen, das Reich erneuern und ein goldnes Zeitalter des Friedens heraufführen. Es hat sich nicht erfüllt. Wohl ist der Feind geschlagen und das Reich erneut, herrlicher und mächtiger als es jemals früher war, aber das goldne Zeitalter ist ausgeblieben, ärger denn zuvor fahren die unholden Gewalten des Abgrunds über die Erde, Vielen Verderben bringend, Allen den Frieden raubend. Aber es ist auch geweissagt, daß am deutschen Wesen einmal mag dte Welt genesen, und eben darum sollen wir nach dem Worte eines unserer größten Fürsten gedenken, daß wir Deutsche sind, d. h. deutsche Art pflegen und erhalten. So mahnt uns auch der Dichter von Dreizehnlinden, Friedrich Wilhelm Weber, dem wir als einem edlen deutschen Manne heute schon einmal lauschten:

> Erst gehörst du deinem Gotte,
> Ihm zunächst der Heimatherde.
> Bist du stark, sei froh! Am Stärksten
> Ist der Mann am eignen Heerde.
> Bläh' dich unter fremden Menschen,
> Schweigt dein Volk, dein Ruhm ist nichtig:
> Deutschlands Sproß, mit jeder Faser
> Bist du deinem Volke pflichtig!


Gaylord
GAYLAMOUNT
PAMPHLET BINDER
Syracuse, N.Y.
Stockton, Calif.


UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 001 181 294 8

